



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Der stille Weg.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnet.

Aus dem unverhohlenen Mißtrauen, mit dem der Baron von Duesendorf der „rotlackierten Unheimlichkeit“, die rasselnd und pfauchend vor der Freitreppe stand, Leib und Leben anvertraut hatte, war schon nach der ersten Viertelstunde Fahrt aufrichtige Bewunderung geworden. Die Maschine da parierte ja besser als ein Gaul, ging langsam oder rasch, ganz wie man's haben wollte: man brauchte nur an dem Hebel zu rücken, und kein störrischer Eigenwille, kein Scheuen oder Erschrecken, das einen jählings aus dem Sattel werfen konnte. Und mit der Hochachtung vor dem Gefährt war auch die vor dem Lenker gestiegen.

Ein breitschultriger, hochgewachsener Mann, echt mächtiger Bauernschlag. . . die Figur rein deutsch, nur im Gesicht mit den starken Backenknochen, den kleinen hellblauen Augen und der nicht ungeschönen kurzen Nase der wendische Einschlag deutlich erkennbar. . . Anzug: ganz englisch, aber first rate und ohne jede Spur von Probenhaftigkeit; Benehmen: eine ruhige, selbstsichere Bescheidenheit, zuweilen aber in der Unterhaltung ein kluges oder sarkastisches Wort, das dem aufmerksamen Beobachter etliches zu denken gab. . .

„Sehr nett“, hatte Herr Schmielke gesagt, als Heinrichswalde in einer knappen halben Stunde abgefahren worden war, „aber ein bißchen zu klein. An die vierundzwanzig guten Böcke glaube ich ja ganz gern, aber die sind — entschuldigen Sie, aber ich wirtschaftete auch bei der Jagd gern ein bißchen aus dem Vollen — also die sind in acht Tagen abgeschossen! Und was dann?“

Der Baron schob seine Zigarre in den linken Mundwinkel. „Na ja, Sie haben recht, wir denken hier ein wenig bescheidener, und es kommt uns nicht so sehr aufs ‚Abschießen‘ an. Mit der Hälfte schon von vierundzwanzig Böcken verlustieren wir uns ganz aimabel und weidmännisch vom Juni bis zum Schluß der Brunst, na und in der Zwischenzeit natürlich Landwirtschaft!“

„Auf viertausend Morgen? Und ich sehe Ihnen an, Herr von Duesendorf, was Sie denken; so ungefähr: Na, na, ein bißchen bescheidener, junger Mann! Ihr verstorbener Vater hat auf ganzen vierundneunzig Morgen geessen, auf dem vierzigsten Teil ungefähr des Ihnen zu kleinen Heinrichswalde. Also denn ein paar Worte zur Begründung gewissermaßen, ich möchte gerade von Ihnen nicht schief beurteilt werden!“ Und Herr Schmielke ließ sein Auto auf dem gutgehaltenen Feldweg ein

wenig langsamer fahren, bat um Feuer und steckte sich mit der freien Linken eine Zigarette an.

„Also das mit den vierundneunzig Morgen stimmt, aber sie lagen vor den Toren von Berlin, und mein verstorbener Vater war so geschick, mit dem Verkaufen nicht eher anzufangen, als bis bei uns in Wilmersdorf die Quadratrate auf vierundzwanzig-hundert Mark gestiegen war, der Morgen also etwas mehr als eine halbe Million brachte. Wir hatten es nicht so eilig wie ein Teil unserer Nachbarn; denn wir waren wohlhabend von Hause aus, hatten auch schon mit einem Stück Sumpfwiese an der Fasanenstraße ein nicht übles Geschäft gemacht. Ein Drittel aber nur seines Besitzes verkaufte mein Vater an eine Terracingesellschaft, den Rest ließ er ruhig liegen und für mich und meine Schwester, wie er sagte, ins Geld hineinwachsen. Die sechzig Morgen sind in den letzten paar Jahren das Doppelte wert geworden, und ich gedenke sie noch eine ganze Weile lang zu halten. Also für meinen Reichtum kann ich nichts, brauche mich aber feinewegen auch nicht zu entschuldigen. Na aber, da ich doch nicht immer dabeißen konnte und warten, ob die Quadratrate noch um ein paar hundert Mark oder mehr in die Höhe ging, tat ich nach dem Tode meines Vaters mein Schwesterlein in ein Genfer Pensionat, ich selbst aber begab mich auf Reisen. Nicht so nach dem Wädeler, sondern als passionierter Jäger. . . mein Vater nämlich hatte schon als einfacher Millionenbauer hinter Fürstenwalde eine gute Hochwildjagd gepachtet, und seit meinem fünfzehnten Jahr führte ich die Büchse. Also da fuhr ich nach Nordamerika, schoß in den Rocky-Mountains Wapitis und einen Grizzly, jagte danach Elche in Norwegen, Hirsche und Bären in Siebenbürgen und trieb mich schließlich mit einer eigenen Expedition zwei Jahre lang in Ostafrika herum, um Löwen, Panther und Dickhäuter zu schießen. Also da nehmen Sie mir's nicht übel, Herr von Duesendorf, wenn ich bei der Aussicht, hier in Heinrichswalde vierundzwanzig gute Böcke strecken zu dürfen, nicht gerade in Ekstase gerate. Was aber die viertausend Morgen anlangt: wenn ich mich schon entschließen, Landwirt zu werden, wünsche ich mir denn doch einen etwas größeren Wirkungskreis! Im Kleinen verstehe ich's gründlich, mein Vater war ein guter Lehrmeister, na, und da reizt es mich, meine Kraft an einer ordentlichen Aufgabe zu messen!“

„Um“, sagte der Baron von Duesendorf nachdenklich, „dann könnte man Ihnen ja noch etwas anderes zeigen, fragt sich nur, ob's Ihnen mit Heinrichswalde zusammen nicht zu groß ist!“

„Wenn's mir gefällt, kommt es auf eine gute Miße voll Ader nicht an!“

„Na schön. Dann bitte, geradeaus über die Grenze; da fängt nämlich das Besitztum des weiland Grafen Prahlstorff an, achtundzwanzigtausend Morgen, und sie stehen unter Sequester. Die Hauptgläubiger haben sich mit der Landschaftsbank zusammengetan, lassen die drei Güter verwalten, um sie zu gelegener Zeit und ohne Schaden zu verkaufen.“

„Ich habe davon gehört“, sagte Herr Schmielke. „Und wie viel verlangt das Konfortium?“

„Für den Morgen zweihundertundachtzig Mark. Es ist ziemlich viel gutbestandener Wald dabei.“

„Werden's billiger machen, die Herren!“

„Glaube kaum!“

„Na auf dem gewöhnlichen Weg natürlich nicht. Aber wie läge der Fall, wenn ein ernsthafter Reflektant sich mit einem Male als Besitzer der zweiten Hypothek entpuppen und Zwangsversteigerung beantragen würde?“ Und Herr Schmielke rückte am Hebel, stellte sein Auto auf eine größere Geschwindigkeit ein. Der Baron von Duesendorf aber nahm vor Erstaunen für einen Augenblick die Zigarre aus dem Mund. Ob der gescheite Kerl da neben ihm sich diese Hypothek am Ende gar schon gesichert hatte? Und wer zahlte Mir die Rente weiter, wenn aus der Partie nichts wurde? Wahrschaffig, es war Zeit, daß er selbst, und zwar sofort nach der Rückkehr, ein ernsthaftes Wortlein mit ihr sprach, damit sie endlich eine Ahnung bekam, um was es sich eigentlich für sie handelte . . .

Vorüber ging es an weiten Roggenfeldern, auf denen das Korn schon in Hocken stand; vierspännige Wagen fuhrn schwerbeladen mitten übers ebene Feld, auf dem sich, nach dem Vorwerk zu, die gewaltigen Stoggen türmten.

Endlose Kartoffelschläge kamen, ab und zu purrte eine Kette halbwüchsiger Hühner erschrocken aus dem Strahengraben. Laubwaldparzellen wechselten mit grünen Wiesenschlägen, durch deren Grund ein erlenbestandenes Wasserlein rann, daneben ein Meer von wogenden Halmen, das im Abendsonnenschein tiefgoldnen erglänzte . . .

Der kühle Wald tat sich auf, unter den sich oben zusammenschließenden Wipfeln der dicht nebeneinander stehenden, hochgezogenen Eichen fuhrn sie wie unter dem Dach eines von tausend schlanken Säulen gebauten Domes hin. An borstigen Kiefernsehnen vorüber, in deren stacheligen Zweigen weiße Spinnenschleier hingen, einen Berg hinauf, an dessen Fuß der Wald aufhörte, von der Höhe aber der Ausblick auf ein im Strahl der Abendsonne lachendes Tal. Einen baumbefränzten See, dessen Spiegel von Gold und Rosen glühte, sanft ansteigende Rasenflächen, von Gebüsch und buntleuchtenden Blumenbeeten unterbrochen, dahinter ein weitgestreckter, von einem hohen Mittelturm überragter heller Sandsteinbau, dessen Fenster im Abendsonnenschein glühten; aber Park und Rasen lagen einsam, leer die weite, von Säulen getragene Terrasse . . .

Herr Schmielke hatte sein Gefährt verhalten, in seinem frischen Gesicht stand ein seltsamer Ausdruck, halb wie Zaghaftigkeit, halb wie Verlangen . . . „Also das ist Schloß Prahlstorff?“ . . .

„Ja“, sagte der Baron nachdenklich, „und hier haben die Prahlstorffe hundertfünfzig Jahre gefessen, seit sie aus der Mark her eingewandert waren . . .“

Herr Schmielke atmete tief auf. „Herr von Duesendorf, darf ich ganz aufrichtig zu Ihnen sein, Ihnen etwas erzählen, was außer Ihnen kein Mensch erfahren dürfte?“

Der Baron nahm die Zigarre aus dem Mund und neigte sich leicht nach vorn. „Herr Schmielke, hier in dieser breiten Männerbrust ruht schon manches, was andere mir anvertraut haben. Wenn Ihnen danach zumut ist, sprechen Sie, es wird gut bei mir verwahrt!“

„Na also, Herr von Duesendorf, dann ein paar kurze Worte. Vor ungefähr zwei Monaten kramte ich in einer müßigen Stunde auf dem Dachboden unseres Wilmersdorfer Bauern-

hauses in alten Truhen und Schränken zwischen Großväterhausrat, und da fiel mir ein seltsames Schriftstück in die Hand, ein vergilbtes Pergament mit einem dicken Inseigel, dessen Wappen nicht mehr zu erkennen war. Oben darüber aber stand ‚Freilassungsbrief‘ und die Urkunde besagte, daß der vielehle Reichsgraf von Prahlstorff auf Grafsee seinen getreuen Schmied August Mathias Schmielke aus besonderer Affektion und zum Dank für stattgehabte Lebensrettung mit einem Geschenkt von dreißig Silbergulden freizulassen geruhte, freizulassen von aller Fronde und Arbeit und sonstigen Pflichten . . . folgte eine lange Aufzählung und zum Schluß die Erlaubnis, das gräßlich Grafsee Gebiet verlassen und sich in Deutsch-Wilmersdorfer Gemarkung auf der erkauften freien Bauernstelle, ehemals im Besitz der Krögers, ansiedeln zu dürfen. Das, Herr von Duesendorf, las ich von meinem Urgroßvater, und seit diesem Tage schwebt vor meinen Augen ein seltsames Ziel . . . Und ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich vorhin ein wenig unaufrichtig war: die zweite Hypothek auf Prahlstorff hatte ich mir natürlich gleich in den nächsten Tagen gesichert — es war kein besonderes Kunststück, denn bares Geld ist knapp in diesen teuren Zeiten — und sonst auch alle vorbereitenden Schritte getan. Jetzt aber, hier vor dem Ziel ist mir der Mut gesunken, es ist eine Art von Ermüchterung über mich gekommen, und ich weiß nicht, ob das zu erreichen ist, was mir im allerletzten Sinne diesen Besitz begehrenswert machen würde . . . was in den Räumen da drüben aufgewachsen ist, stolz und frei . . .“ Er brach ab und sah zu dem Schloß hinüber, dessen Fenster im Strahl der Abendsonne lohten . . .

Der Baron von Duesendorf schob die ewige Zigarre in den linken Mundwinkel und nickte gedankenvoll. „Haben Sie den seligen Fontane gelesen, junger Mann? Der würde in einem solchen Fall vielleicht sagen: ‚Ein weites Feld!‘ Und, wer weiß, wie oft, seit Menschen auf der Erde schreiten, dieser Kreislauf sich wiederholt hat: was Herr war, wird Knecht, und was Knecht war, wird Herr! Ich wundere mich nicht darüber, jammere auch nicht darüber, denn dieser Kreislauf scheint mir ein Gesetz zu sein. Was tüchtig ist, bleibt oben, was morsch geworden, geht unter. Ihr Geschlecht ist jetzt im Aufsteigen, ein Freigelassener setzt sich an die Stelle seines Herrn, holt sich mit der Zeit vielleicht den Adelsbrief mit der Ernächtigung, den Namen des fortgeplanten Geschlechts neben dem seinigen zu führen. Die Jahrhunderte vergehen, und es kommt wieder ein Umschwung: irgendeiner, dessen Voroäter heute vielleicht Mauersteine tragen oder unter der Erde Kohle graben, steigt da drüben als neuer Herr die Stufen zu der Terrasse hinauf! Also, ein weites Feld, und wer zu sehen versteht, verlernt das Wundern. Was aber die Rotblonde angeht, mit der Sie wohl die Stufen da drüben Hand in Hand hinaufgehen möchten . . . ja, Herr Schmielke, auf Fohlenlaufen vertief ich mich, aber auf Komteßherzen bin ich nicht eingepaukt. Also versuchen Sie Ihr Heil, das einzige, was ich Ihnen versprechen kann, das ist, Ihnen beizustehen!“

„Ich danke Ihnen, Herr von Duesendorf“, sagte Herr Schmielke, „und, wenn es dazu kommen sollte: gute Nachbarschaft!“ Er wandte sein Auto, den Rückweg legten sie schweigend zurück.

Frau Annemarie Hartung fuhr wieder heimwärts, Zorn und Ingrimm im Herzen, all' die guten und klugen Worte, mit denen sie der andern an die Seele zu rühren gedachte, waren ungesprochen geblieben. Die Komteß Prahlstorff hatte sich zweimal geweigert, sie zu empfangen, trotzdem sie ihr beide Male durch diese alte braune Zigeunerin, die wohl ihre Dienerin war, hatte sagen lassen, es ginge um Fragen, um die man sich mit einer sogenannten Migräne nicht herumdrücken dürfe! Und Gott sei Dank nur, daß sie beim Abschied wenigstens der Baronin von Duesendorf deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie den im Gange befindlichen schmählichen Handel durchschaute. Ob sie nicht zum Tee dableiben wollte,

hatte die Baronin gefragt, sie aber mit ihrem spitzesten Lächeln erwidert: „Danke sehr, gnädige Frau, Sie haben mit den Herrschaften sicherlich wichtige Geschäfte zu besprechen, und da möchte ich nicht stören! . . .“

Es lag ja auch alles klar auf der Hand. Hier in diesem ansehnlichen so ehrbaren Hause wurde in der schantlosesten Weise getuppelt, und es tat ihr nur leid, daß sie ihren verlegenden Worten nicht auch gleich die unverhohlene Kriegsandrohung hinzugefügt hatte: „Gnädige Frau, ich werde sofort nach meiner Heimkehr meinen Gatten bitten, eine Offiziersversammlung zu berufen, mit dem Thema, ob es angängig ist, noch länger in Ihrem Hause zu verkehren! Oder wollen Sie mir vielleicht vorreden, der Bataillonsadjutant und Neffe des Kommandeurs, Herr von Erleben, hätte sich bei Ihnen nur zufällig mit diesem Fräulein Schmielke getroffen? Oder vielleicht gar das nämliche Märchen erzählen, wie Frau von Reichner, daß nämlich das Geschwisterpaar Schmielke zu ihren ältesten Freunden gehörte? Nur schade, daß diese alten Freunde sich auf meine Frage, wo sie sich denn kennengelernt hätten, erst mit einem Blick verständigen mußten! . . .“ Aber die Erregung des ersten Augenblicks war, Gott sei Dank, schon ver Raucht, hatte kühleren Ermägungen Platz gemacht, kaum, daß sie in ihrer leichtbeweglichen Phantasie die feindselige Ansprache geformt hatte. Und wenn sie daran dachte, wie der „regierende Gatte“ ihre die Grundfesten der Malbeiner Gesellschaft erschütternde Anklage wohl aufgenommen hätte, dankte sie Gott, daß sie sich im gegebenen Augenblick nicht hatte hinreißeln lassen. „Scharmant und sehr schön, mein Schatz, aber das sind Sentiments und keine Beweise. Und das Gleiche wird mir der Kommandeur antworten, es mir überlassen, mich vor meiner unweigerlich erfolgenden Verschmutterung in die tiefste Infanterie so um Mogilno herum mit Herrn von Duesendorf in einem sogenannten Gottesgericht über deine Beschuldigungen auseinanderzusetzen. Na, und wenn er besser schießt als ich, dann ist für alle Zeiten bewiesen, daß man in unsern Kreisen nur aus Liebe heiratet, ohne Vermittlung und Ansehung der Zehnen! . . .“

Es ging bergan, Herr Fuhrhalter Möller ließ seine Köhlein im Schritt gehen und wandte sich auf dem Bock nach rückwärts, um der gegen alle sonstige Gewohnheit so schweigsamen Frau Oberleutnant Hartung durch eine passende Unterhaltung ein wenig die Zeit zu kürzen. Zudem brannte ihm eine große Neugier auf dem Herzen . . .

„Also, Verzeihung, haben gnädige Frau vielleicht auch auf dem Duesendorfer Hof diesen merkwürdigen Kerl gesehen, drei Käse hoch und ganz in Schwedischleder? An den hab' ich mich rangemacht, und weil ich den Damligen spielte, hat er mir allerhand erzählt. Er versteht nämlich Französisch, sagt er, wovon aber seine Herrschaft keine Ahnung hält, so daß sie sich vor ihm immer ganz ungeniert unterhalten würden.“

„Na, und weiter?“

„Ja nämlich, er ist doch Schofjeher bei diesem Berliner, was so viel heißen soll, daß er eins von diesen neumod'schen Dingern in Ordnung halten muß, wo man jetzt so viel Unglücksfälle in den Zeitungen liest. Na ja also, und da erzählt er mir, sie wären von Berlin her in einer Tour durchgefahren, um Prahlstorff, Langenbeide und Bielskau zu kaufen!“

„So so“, sagte Frau Annemarie mit erkünstelter Gleichgültigkeit und legte sich in die Wagenkissen zurück, zum Zeichen, daß sie das Gespräch nicht weiter fortzusetzen wünschte. „Das interessiert mich nicht, Herr Möller!“ . . . Ihr war mit einem Male klar geworden, weshalb man sie in Duesendorf so kühl behandelt hatte. Armer Henner! Und er konnte natürlich nicht wie der andere der Braut mit einem so fürslichen Besitztum als Morgengabe aufwarten! . . . Herr Fuhrhalter Möller aber trieb sein Köhlein an und dachte sich sein Teil: interessiert sie nicht! Und diese Herrschaften sollten sich doch nicht einbilden, man hörte und sähe nichts von ihrem Treiben! Würste nicht z. B., um wen der Oberleutnant von Sacrow jeden Abend, den der liebe Gott werden ließ, nach Duesendorf hinübertritt . . . Und da, jetzt — sie fuhr gerade an den

Schießständen im Stadtwald entlang — der Reiter, der sich von den dunklen Tannen löste, in kurzem Bogen neben den Wagen Schlag schwenkte . . . „Guten Abend, Frau Annemarie!“

„Henner, Sie?“

„Ja, und entschuldigen Sie, wenn ich Sie erschreckt haben sollte, aber Franz hatte mir erzählt, wohin Sie gefahren wären . . .“ Na also, dachte Herr Fuhrhalter Möller, und nur nicht geschichte Leute für dumm kaufen wollen, sagte „Prer“ und verhielt seine Köhlein, um die Frau Oberleutnant Hartung aussteigen zu lassen.

Der Wind war schlafen gegangen, über den schwarzen Tannennäpfeln schwamm der zunehmende Mond, und von fernher bligten durch die dunstigen Schleier der Abenddämmerung die Lichter des Städtchens. Henner von Sacrow war abgestiegen, führte seine brave Bestie an dem um den Arm geschlungenen Zügel. Frau Annemarie aber ging neben ihm, suchte nach Worten, um ihm die trostlose Nachricht möglichst schonend beizubringen . . . kaum zu glauben eigentlich, wie ein kurzer halber Tag einen Menschen so mitnehmen und verändern konnte! Das Gesicht eingefallen, und um die unruhig flackernden Augen tiefe Schatten . . .

„Ja, lieber Henner“, sagte sie endlich besonnen, „möchten Sie nicht umkehren und den Abend bei uns verbringen? Wir machen uns eine recht vergnügte Bowle . . .“

„Verzeihung, Frau Annemarie“, sagte er rauh, „davon später. Was hat die Komtesse Prahlstorff Ihnen geantwortet?“ Und da erwiderte sie, ein wenig pikiert: „Gar nichts! Sie hat mich überhaupt nicht empfangen!“

„Nicht empfangen?“ Und er lachte so laut auf, daß sie ihn ganz erschrocken ansah. „Und deshalb Ihr betrübtes Gesichtlein? Nein, Frau Annemarie, das beweist noch gar nichts! Das war nur Eiferjucht!“

Frau Annemarie legte die Hand aufs Herz. „Um Gottes willen, Henner, doch nicht etwa auf mich?“

„Ja, auf wen denn sonst? Und jetzt ist's mir auch klar geworden, weshalb sie damals so verkehrt urteilte. Weil sie mich liebhat, Frau Annemarie, so lieb, daß sie es schon nicht ertragen konnte, wenn ich von einer andern Frau als von meiner Freundin sprach!“

„Armer Henner!“ sagte sie nur darauf. Und nach einer ganzen Weile erst fügte sie hinzu: „Wie können Sie sich nur so phantastisches Zeug einreden! Und heute mittag waren wir uns doch ganz einig?“

„Von Mittag bis Abend ist lang, Frau Annemarie. Und bei so einem endlosen Kleiderappell hat man Zeit zum Grübeln . . . ist ja aber auch egal, morgen abend werden wir alles erleben!“

Sie legte ihm die Hand auf den Arm. „Morgen abend? Henner, ich hab' auch für Sie abgesehen!“

„Für mich, Frau Annemarie?“

„Ja, Henner, und wenn ich damit meine Befugnisse überschritten haben sollte, bitte ich um Entschuldigung; aber Sie würden morgen abend dort eine Rolle spielen . . . also hören Sie doch nur, Herr Schmielke ist ja bereits unterwegs, um seiner Zukünftigen den väterlichen Besitz zurückzukaufen, und sie, die gnädigste Komtesse natürlich, wird sich nicht lange zieren, wieder als Herrin in Prahlstorff einzuziehen, wenn auch auf einem bürgerlichen Umwege. Wenn Sie aber anderer Meinung sein sollten . . .“ Sie brach ab, denn die Entrüstung schnürte ihr fast die Kehle zu.

„Ich, Frau Annemarie? Ich hab' überhaupt keine Meinung . . . Ich weiß nur das eine, daß ich sie keinem andern lassen kann! Und daß irgend etwas geschehen muß, irgend etwas . . . nur das, das müssen Sie doch einsehen, daß ich nicht ruhig in Waldheimen sitzen kann, während sich da drüben mein Schicksal vollzieht, und wer weiß . . .“

Frau Annemarie fiel ihm zornig ins Wort: „Herrgott, Henner, seien Sie doch endlich vernünftig! Nur ein Tor kann doch noch glauben, die Komtesse hätte sich bei dem, was der andere ihr bieten kann, nicht schon längst entschieden!“

„Ah nein, Frau Annemarie, sie kämpft, kämpft gegen ihre ganze Eippfchaft! Der aber, der in diesem Kampf an ihrer Seite stehen müßte, kümmert sich nicht um sie, in dessen sie sich in Zweifel und Qualen verzehrt. Was weiß sie denn von mir und meiner wahren Gesinnung? Daß ich ihr ein paar Wochen lang den Hof gemacht habe und seit acht Tagen ohne jeden vernünftigen Grund fortgeblieben bin . . . Jawohl“, wiederholte er nachdrücklich, obwohl Frau Annemarie nicht den Versuch machte, ihn zu unterbrechen, „ohne jeden vernünftigen Grund, denn für das, was mich damals so verstimmt, habe ich ja heute, Gott sei Dank, die einzig richtige Erklärung gefunden! Und haben Sie Dank, Frau Annemarie, für Ihre so freundliche Gesinnung — aber diesen Weg muß ich ganz allein, ohne fremde Hilfe gehen!“ . . .

Er zog flüchtig ihre Hand an die Lippen, und ehe sie sich recht versah, sah er im Sattel, der Gaul machte unter dem scharf eingesezten Sporn eine jähe Wendung auf der Hinterhand und stob die Straße entlang, die sie gekommen waren . . . Sie wollte rufen: Henner, so seien Sie doch vernünftig! aber es war schon zu spät, er jagte davon, ohne sich noch einmal umzusehen, den Oberkörper auf den Hals seines Pferdes gelegt. Da stieg ihr über so viel Verblendung die Bitterkeit im Herzen empor, und sie sagte laut: „Reit hin, du Tor, wenn du partout die Noll' von 'eme abgedante Amant schpiele mußt! . . .“ Gleich danach aber siegte wieder das Mitgefühl in ihrem gütigen Herzen, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie vielleicht im entscheidenden Augenblick nicht die richtigen Worte gefunden hätte . . . (Fortsetzung folgt.)

Wie Napoleon im Jahre 1806 in den Krieg zog.

Von Karl Witte.

Am Ausgang des Sommers 1806 erwies Napoleon I. sich als ein Meister der Verstellungskunst. Während er Preußen durch seine militärischen und diplomatischen Maßnahmen förmlich zum Krieg drängte, gab er sich den Anschein, als ob er von dem aufrichtigsten Wunsch beseelt wäre, mit dieser Macht im Frieden zu leben. Im geheimen betrieb er schon damals mit dem größten Eifer und der ihm eigenen Umsicht und Entschlossenheit alle Vorbereitungen, um loszuschlagen zu können, sobald ihm der geeignete Zeitpunkt dazu gekommen schien. In einem Schreiben aus St. Cloud vom 5. September 1806 befahl er dem Majorgeneral seines Heeres, Berthier, der zu jener Zeit in München weilte, die genauesten Erkundigungen über die Marschrouten, die von Bamberg nach Berlin führten, einzuziehen und ihm so schnell wie möglich Mitteilung davon zu machen. Vor allen Dingen wollte er über die Flüsse und Festungen derjenigen Gebiete Mittel- und Norddeutschlands, die für seine Pläne in Betracht kamen, bis ins einzelne unterrichtet sein. Unter dem Deckmantel diplomatischer Missionen sollten sich intelligente höhere Offiziere nach Berlin und Dresden begeben und unterwegs überall die Augen offen haben; natürlich dürften sie nur bei Tage reisen, denn bei Nacht sähen sie ja nichts. Nach seinen eigenen Berechnungen könnten, wenn er den Marschbefehl gegeben, alle seine in Süddeutschland zerstreut liegenden Armeekorps innerhalb acht Tage bei Bamberg zusammengezogen sein und dann in zehn Tagen nach Berlin marschieren. Am 10. September schrieb der Kaiser seinem Oberstallmeister Caulaincourt, er solle sofort alle seine Ferngläser in Ordnung bringen und am folgenden Tag aus seinem Marstall sechzig Pferde, darunter acht Sattelpferde für ihn selbst, abgehen lassen, jedoch so geheim wie möglich und unter dem Vorwand, daß sie zur Jagd in Compiègne bestimmt seien. Auch habe er seine Maulesel und mit allem versehene Kantinen abzuschicken, ferner seine kleinen Mantelsäcke, die ihm im letzten Feldzug so nützlich gewesen wären. „Stellen Sie im Lauf des morgigen Tages meine Borrats- und Gepäckwagen in Bereitschaft“, fuhr der Kaiser fort. „Ich wünsche, daß sich in einem der Wagen ein Zelt mit einem eisernen Bett befindet. Wenn Sie ein solches nicht zur Hand haben, erbitten Sie es von der Prinzessin Pauline. Das Zelt muß solide und darf kein Opernzelt sein; einige dicke Teppiche können Sie mit beilegen. Morgen werden Sie mit meinen Pferden meinen kleinen einspännigen Kriegswagen expedieren, meine übrigen Wagen und Pferde, meine Kriegsbagage, Ausrüstung, Waffen usw., auch der ganze Teil meines Hauptquartiers, den der Oberhofmarschall in Bereitschaft gesetzt hat, soll für nächsten Sonntag (14. September) zur Abreise fertig sein. Die Avantgarde muß vier Tage Vorprung haben, sie wird sich zuerst nach Mainz begeben, von dort nach Frankfurt,

wohin ich mich angeblich zum Bundestag begeben. Der Marschall Bessières, der Palastmarschall, Sie, General Lemarois, ein Flügeladjutant, Fürst Borghese und der Palastadjunkt Ségur haben ebenfalls ihre Pferde vorauszuschicken. Sie können diesen Offizieren gesprächsweise sagen, sie sollten mich zum Bundestag nach Frankfurt begleiten.“

Wenige Tage später beantwortete Napoleon ein Handschreiben Friedrich Wilhelms III. in einem Ton, der für politische Heuchelei als Muster gelten kann. Wenn er gezwungen wäre, zu den Waffen zu greifen, um sich zu verteidigen, so würde er einen solchen Krieg als einen Bürgerkrieg betrachten, so eng schienen ihm die Interessen Frankreichs und Preußens miteinander verknüpft. Niemals werde der Krieg aus seinem eigenen Antrieb entspringen, weil er sich in diesem Fall als ein Verbrecher vornehmen müsse; ein Herrscher, der aus Laune einen Krieg beginne, den die Politik seines Staates nicht rechtfertige, sei in seinen Augen ein Verbrecher. Aber am gleichen Tag verriet der ehrgeizige Mann an der Seine in einer Instruktion, die er seinem Sekretär für Laforest, den französischen Gesandten in Berlin, in die Feder diktierte, seine wahren Empfindungen: wenn er nur sein Herz zu Mute ziehe, wäre es nicht unmöglich, daß er das Berliner Kabinett zu demütigen wünsche, aber die Staatsklugheit schreibe ihm vor, der Freund Preußens zu sein. In Wirklichkeit suchte er hinter der Maske der Friedensliebe und Freundschaft für Preußen seine wahren Gesichtszüge so lange zu verbergen, bis die Zeit der Verstellung abgelauten und die des tatkräftigen Handelns gekommen war. Die französische Regierung habe niemals daran gedacht, etwas zu tun, was Preußen hätte beunruhigen können, heißt es in dieser für seinen Vertreter am Berliner Hof bestimmten Anweisung. Wie harmlos und unschuldig das klang! Als ob die Gründung des Rheinbundes nicht eine unerträgliche Einmischung in deutsche Angelegenheiten und in gewissem Sinn auch eine Bedrohung Preußens bedeutete; als ob die verdächtigen Bewegungen und Zusammenziehungen französischer Truppen an den Grenzen Westfalens, auf die Blücher in einem Schreiben an den König warnend und mit dem dringenden Vorschlag, entsprechende Gegenmaßregeln zu treffen, hinwies, nichts zu sagen hätten; als ob die geheimen Verhandlungen der französischen Regierung mit der russischen und besonders mit der englischen, wegen Rückgabe Hannovers von Wohlwollen für Preußen zeugten, und als ob die Besitzergreifung der Abteien Essen, Werden und Elten durch die Truppen Joachim Murats, des neuen Herzogs von Berg, in Berlin nicht geradezu als eine Herausforderung hätte empfunden werden müssen. König Friedrich Wilhelm III. war denn auch weit davon entfernt, sich durch bloße Versicherungen der Freundschaft seitens des Kaisers täuschen zu lassen, und von wie starker



Die Dorfarmen.
Gemälde von C. Spume.

Friedensliebe er auch im Gegensatz zu einem Teil seiner Umgebung und besonders zu den jüngeren Elementen des Offiziercorps befeelt sein mochte, schließlich sah er doch ein, daß er ohne offenkundige Demütigung vor ganz Europa die fortgesetzten Provokationen Napoleons, über deren wahren Zweck niemand im Zweifel sein konnte, nicht länger geduldig hinnehmen dürfe.

In seinen Briefen aus jener Zeit an Personen, die ihm sehr nahe standen und auf deren Verschwiegenheit er glaubte rechnen zu können, enthüllte der Kaiser ganz offen seine innersten Absichten. So schrieb er am 12. September, also am selben Tage, an dem er den Brief Friedrich Wilhelms III. so heuchlerisch beantwortete, an den König von Neapel: „Es ist möglich, daß ich mich in wenigen Tagen an die Spitze der Großen Armee stelle. Ich habe etwa 150000 Mann zur Verfügung, und damit kann ich Wien, Berlin und Petersburg unterwerfen. In Norditalien wird auch schon ein ziemlich starkes Heer zusammengezogen sein. Halten Sie alle diese Dispositionen geheim, denn es hat keinen Zweck, schon jetzt etwas davon verlauten zu lassen: es ist besser, daß man sie durch den Sieg kennenlernt.“ In solchen Worten, die wie Waffengeklirr klingen, spiegelt sich der wahre Urheber des Krieges vom Jahre 1806 wider. Sie tragen deutlich das Gepräge seines zügellosen Ehrgeizes, die der Veröhnlichkeit dagegen verraten nur einen geschickten Schauspieler auf der großen Bühne der Politik, wo man heute noch freundschaftlich dem die Hand drücken kann, dem man morgen den Fuß auf den Nacken zu setzen gedenkt. Aber wie man auch über das zweideutige Spiel denken mag, das Napoleon im Sommer des Jahres 1806 gegen Preußen trieb: niemand wird seinem Genie für die fast übermenschliche Tätigkeit, die es damals entfaltete, die höchste Bewunderung versagen dürfen. Wenn man seine Korrespondenz aus jener Zeit genau durchliest, weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sie umfaßt, oder über die unergleichen Klarheit, dank der jedes Ding, selbst das geringfügigste, an der rechten Stelle und in der rechten Beleuchtung erscheint. Indem der Kaiser selbst den geplanten Feldzug gegen Preußen vorbereitet, bedenkt er alles, nichts entgeht seiner wunderbaren Einsicht, seinem schnell das Richtige treffenden Blick, seiner unübertroffenen Kombinationsgabe, die bei einer verwirrenden Fülle von Einzelheiten niemals das Ganze, nämlich den eigentlichen Zweck aller Arbeit und Mühe, aus den Augen läßt. Tag für Tag sendet er dem Majorgeneral und den Truppenbefehlshabern die genauesten Instruktionen über alles, was nur irgendwie mit der Zusammenziehung, den Marschrouten, der Verpflegung, der Ausrüstung an Waffen und Bekleidungsstücken der verschiedenen Truppenteile zusammenhängt.

Eine einzige Tagesleistung möge von seinem unermüdblichen, das Kleinste wie das Größte umfassenden Geist Zeugnis ablegen. Am 19. September diktierte er zunächst von aller Frühe an seinem Kabinettssekretär, dem General Clarke, zwei Stunden lang über die Bewegungen des Heeres Befehle, deren Ausarbeitung, wie er selbst an Berthier schrieb, die Zeit des Generals bis Mitternacht in Anspruch nehmen würde. In drei Schreiben vom gleichen Tag setzte der Kaiser den Majorgeneral von seinen allgemeinen Dispositionen in Kenntnis. Ebenfalls am 19. September gab er dem König von Holland über die Art und Weise, wie er mit seinen Truppen auf Wesel marschieren sollte, bestimmte Verhaltensmaßregeln, entwarf ferner eine Note über die Verteidigung des Inn und die Besetzung Braunaus; dem General du Trulles, der an Stelle des beurlaubten Marschalls Ney interimistisch das 6. Armeekorps befehligte, ließ er schriftlich die Anweisung zugehen, das ganze Korps bei Ulm zusammenzuziehen und dafür zu sorgen, daß es am 27. September mit Proviant für vier Tage marschbereit sei; dem General Dejean sandte er zur Weiterbeförderung Befehle für Marschälle, Divisionsgenerale und andere Truppenbefehlshaber; den Marschall Bessières ließ er wissen, wie seine Garde zusammengesetzt sein sollte, und welche Vorbereitungen für ihre Organisation in Mainz zu treffen wären; dem Groß-

herzog von Berg teilte er mit, der König von Holland werde seine Nordarmee, deren Stärke er auf 70000 Mann festgesetzt habe, mit Wesel als Hauptquartier kommandieren, er selbst, nämlich Murat, habe unverzüglich seine Pferde und sein Gepäck nach Frankfurt zu senden und von Düsseldorf aus, wo er noch einige Zeit verweilen müsse, über die preussischen Truppen genaue Erkundigungen einzuziehen, er dürfe jedoch keinem Menschen etwas von seinen Dispositionen verraten. Das alles diktierte Napoleon seinen Sekretären an einem einzigen Tag in die Feder, erledigte außerdem noch dringende Geschäfte der inneren und äußeren Politik und begann am folgenden Tag vor 6 Uhr morgens ein neues Tagewerk, das dem am 19. September erledigten wenig oder gar nicht nachstand.

Am 21. September ließ der Kaiser von St. Cloud aus an Duroc und Caulaincourt schreiben, er gedenke am 24. oder 25. des gleichen Monats nach Mainz abzureisen und seinen Weg über Metz zu nehmen, wo er sich höchstens acht bis zehn Stunden aufhalten werde; noch vor Mittag des 29. wolle er in Mainz eintreffen. Nur vier Wagen sollten für ihn und sein unmittelbares Gefolge in Bereitschaft gestellt werden; die Kaiserin werde in seinem Wagen Platz nehmen. In der Nacht vom 24. zum 25. September 1806 fuhr er mit seiner Gemahlin und kleinem Gefolge von Paris ab und traf nach sehr schneller, nur in Metz für wenige Stunden unterbrochener Fahrt in Mainz ein. Hier scheint Josephine, die sich damals noch seiner vollen Zuneigung rühmen durfte, ihn mit ihren bösen Vorahnungen in seiner Kriegszuversicht etwas erschüttert zu haben, denn wenn Masson — „Josephine impératrice et reine“ — recht unterrichtet ist, empfand er in jenen Tagen Furcht vor der nahen Zukunft und vergoß Tränen, als er sich von ihr verabschiedete, um sich zunächst nach Würzburg und dann nach Bamberg zu begeben, das er am 6. Oktober erreichte. Hier erhielt er durch einen Kurier aus Mainz einen längeren Brief des Königs von Preußen und eine bedeutungsvolle Note Knobelsdorffs, der als preussischer Gesandter Luckesini an seinem Hof abgelöst hatte. Über das Schreiben Friedrich Wilhelms III. äußerte er sich ziemlich verächtlich, und zu der diplomatischen Note bemerkt er, die sei gleichbedeutend mit einer Aufforderung, sich zum 8. Oktober zum Zweikampf zu stellen, man müsse sich um so mehr beeilen, zur rechten Zeit zur Stelle zu sein, da eine schöne Königin Augenzeuge des Kampfes sein wolle. In dem ersten Bulletin der Großen Armee vom Jahr 1806 heißt es, der Kaiser habe recht gehabt so zu sprechen, denn die Königin von Preußen befände sich als Amazone gekleidet in der Uniform ihres Dragonerregiments beim Heer und schreibe täglich zwanzig Briefe, um auf allen Seiten den Brand anzuführen.

Aus seinem Hauptquartier in Bamberg richtete Napoleon am 6. Oktober an sein Heer eine Proklamation, die an Verstärkung der Tatsachen das Menschenmögliche leistet und an mehr als einer Stelle durch die Uberschwänglichkeit des Tones die Grenzen der Lächerlichkeit nahe streift. Diese in mancher Hinsicht merkwürdige und eines großen Geistes unwürdige Kundgebung beginnt mit den Worten: „Soldaten, der Befehl für euren Rückmarsch nach Frankreich war schon gegeben, ihr hattet euch unseren Grenzen schon um mehrere Märsche genähert. Triumphfeste erwarteten euch, und die Vorbereitungen für euren Empfang hatten schon in der Hauptstadt begonnen. Aber als wir uns dieser vertrauensvollen Sicherheit überließen, wurden unter der Maske der Freundschaft und des Bündnisses neue Mänke gegen uns geschmiedet. In Berlin haben sich Kriegsrufe vernehmen lassen, und seit zwei Monaten fordert man uns von Tag zu Tag stärker heraus.“ Wohlweislich verschwieg der Kaiser seinen Truppen, die anfangs in ihrer weit überwiegenden Mehrheit keine besondere Begeisterung für den neuen Feldzug verraten hatten, daß die Kriegsrufe und Provokationen in der preussischen Hauptstadt der natürliche Widerhall seiner eigenen diplomatischen und militärischen Herausforderungen gewesen waren. Aber er wußte, was er seinen leichtgläubigen Truppen bieten durfte, und indem er ihr soldatisches Ehrgefühl anrief,

sprach er die Zuversicht aus, daß keiner von seinen Soldaten nach Frankreich auf einem andern Wege als dem der Ehre und unter Triumphbögen heimkehren wolle. „Haben wir denn den Jahreszeiten, den Meeren und Wüsten getrotzt,“ fuhr der Kaiser fort, „mehrere Male das gegen uns verbündete Europa besiegt, unsern Ruhm vom Morgen- bis zum Abendland getragen, um heute in unser Vaterland als Fahnenflüchtige zurückzuführen und, nachdem wir unsere Verbündeten im Stich gelassen, sagen zu hören, der französische Adler sei beim Anblick der preussischen Heere davongeflogen? Schon sind sie an unseren Vorposten angelangt. Marschieren wir auf sie los, da die Mähigkeit sie nicht aus ihrer erstaunlichen Trunkenheit zu ernüchtern vermocht hat. Möge dem preussischen Heer das gleiche Schicksal zuteil werden wie vor vierzehn Jahren! Möge es an sich selbst erfahren, daß, wenn es leicht ist, eine Vergrößerung des Gebietes und der Macht mit der Freundschaft des großen Volkes zu erlangen“ — Anspielung auf Hannover — „seine Feindschaft, die man sich nur in völligem Mangel an Weisheit und Vernunft zuziehen kann, schrecklicher ist als die Stürme des Ozeans.“

Am folgenden Tage, 7. Oktober, erließ Marschall Berthier als Majorgeneral und Kriegsminister im Namen Napoleons einen Tagesbefehl, demgemäß alle Postmeister in Deutschland, soweit sie dem französischen Heer wichtige Dienste leisten könnten, unter den besonderen Schutz Seiner Majestät gestellt werden sollten. Sobald französische Truppen einen Ort mit einer Poststation besetzt hätten, wäre dem Postmeister, der frei von jeder Einquartierung bliebe, zur Sicherheit seiner Person, seines Hauses, seines sonstigen Eigentums und seiner Pferde eine Schutzwache zu stellen. Für den Dienst der kaiserlichen Kuriere und der mit besonderen Sendungen betrauten Offiziere sollten überall fünfundzwanzig Pferde bereit gehalten und je nach Bedürfnis ergänzt werden. Am 8. Oktober schrieb der Kaiser dem Marschall Soult, er habe ihn häufiger, als er es bisher getan, über alles, was er tue und erfahre, genau zu unterrichten; in einem solchen kombinierten Kriege könne man nur durch sehr häufige gegenseitige Mitteilungen gute Erfolge erzielen: darauf möge er deshalb sein Hauptaugenmerk richten. Der gegenwärtige Augenblick sei der wichtigste des ganzen Feldzuges; die Preußen seien nicht auf das gefaßt, was das französische Heer jetzt auszuführen im Begriff wäre, und wehe ihnen, wenn sie zögerten und nur einen Tag verlören! Dem Marschall Lannes, der den linken Flügel der Armee befehligte, machte er, ebenfalls am 8. Oktober, schriftlich ziemlich heftige Vorwürfe darüber, daß er sich nicht genau nach den ihm erteilten Instruktionen gerichtet habe. Seine Divisionen sollte er bataillonsweise im Karree bivakieren lassen und häufiger Nachricht von sich geben. Am 10. Oktober erließ Napoleon an das sächsische Volk aus seinem Hauptquartier in Ebersdorf einen Aufruf, der an Fälschung der Tatsachen keinem andern, den er je in die Welt hinausgeschickt, nachsteht, was nicht wenig besagen will. Diese Proklamation schloß mit den Worten, wenn Preußen siegreich wäre, so würde es Sachsen ewige Ketten auferlegen, morgen die Lausitz und übermorgen das Ufer der Elbe verlangen; die Unabhängigkeit, Verfassung und Freiheit der Sachsen gehörten dann nur noch der Erinnerung an, und die Manen ihrer tapferen Vorfahren würden entrüftet sein, sie ohne Widerstand unter ein seit langem vorbereitetes Joch geschmiedet und ihr Land zu einer preussischen Provinz erniedrigt zu sehen.

Vor zwei Jahren erschien in zwei Bänden über den kaiserlichen Soldaten ein Werk — „Le soldat impérial“ — dessen Verfasser, Jean Morvan, mit unerbittlicher Hand den Nimbus der Unfehlbarkeit zerstört, den die Legende um das Haupt Napoleons als Kriegsherrn gewoben hat. In seinem Feldherrnrum rüttelt er freilich nicht, aber an der Hand unanfechtbarer Dokumente weist er überzeugend nach, daß die vielgepriesene napoleonische Heeresverwaltung in allen Zweigen gründlich korumpiert war und daß dafür nicht allein das System, sondern auch in sehr erheblichem Maß der Kaiser

selbst verantwortlich gemacht werden muß, indem er die Hauptschuldigen, nämlich die höheren Truppenbefehlshaber und die Armeelieferanten, die sich auf Kosten und zum Schaden des gemeinen Soldaten auf die schamloseste Weise bereicherten, meistens gewähren und straflos ausgehen ließ. Ehrliche Lieferanten mochten sich überhaupt nicht mit ihm auf Geschäfte einlassen, weil er von vornherein alle für Diebe hielt und sie demgemäß behandelte; auf pünktliche Bezahlung konnte niemand bei ihm rechnen, und Abstriche von seinen Forderungen mußte sich jeder gefallen lassen. Für seine Soldaten ist Napoleon vom Beginn bis zum Ende seiner Regierung immer ein sehr säumiger Zahler gewesen, auch dann, wenn in den Kellergewölbden der Tuilerien die Säcke mit Gold und Silber hoch übereinander gestapelt lagen. Die Löhnung enthielt er ihnen so lange vor, wie er es mit Anstand tun konnte, indem er, wie Morvan bemerkt, immer damit rechnete, daß die Schlachtfelder ihn von einem großen Teil seiner Gläubiger befreien würden. In den Feldzug von 1806 bis 1807 zog er mit fast völlig leeren Kriegskassen, und in der Erwartung, daß sie sich nach entscheidenden Siegen im eroberten Land schnell füllen würden, sah er sich nicht betrogen, aber von der Beute behielt er für seine politischen und persönlichen Zwecke bei weitem den größten Teil. Ende Oktober 1806 erhielten die Soldaten seit dem Beginn des Krieges überhaupt zum erstenmal Löhnung und dann auch nur für einen Monat, obwohl der Kaiser sie ihnen für mindestens sechs Monate schuldig war. Dazu wurde ein Teil der zehn Millionen verwendet, die Berlin als Kriegskontribution auferlegt waren. Die Auszahlung erfolgte am Abend vor der großen Revue, die der Kaiser über seine Truppen nach ihrem Einmarsch in die preussische Hauptstadt abhielt. Mitte November schrieb er an seinen Finanzminister: „Es scheint (!), als ob das Heer in diesem Jahr nur vier Monat Löhnung erhalten hat und daß wir ihm im Januar 1807 also acht Monate schuldig sein werden. Lassen Sie mich wissen, wie viel man meiner Armee schuldig ist und wo sich Geld finden läßt, um sie zu bezahlen.“ Am liebsten hätte er wohl die ungeheure Kriegskontribution, die er aus dem besiegten Land herauspreßte, für sich behalten, obwohl er ganz genau wußte, daß sein Finanzminister nicht einmal die nötigen flüssigen Mittel zur Verfügung hatte, den in Frankreich zurückgebliebenen Truppen die Löhnung rechtzeitig auszahlen zu lassen. Und die Ausrüstung, mit der die „Große Armee“ im Jahr 1806 ins Feld zog, ließ fast in jeder Hinsicht so viel zu wünschen übrig, daß es ohne die reich gefüllten preussischen Magazine und Arsenalen mehr als schlecht um sie bestellt gewesen wäre. Die Soldaten, die der Kaiser gegen Preußen führte, konnten auch nicht als besonders gut ausgebildet gelten, denn bei der Infanterie hatte ein Drittel weniger als eine halbjährige Dienstzeit aufzuweisen und drei Viertel weniger als eine zweieinhalbjährige; bei den übrigen Truppenteilen lagen die Verhältnisse ähnlich.

Es erhöht natürlich nur den Ruhm Napoleons als Feldherrn, daß er mit schlecht versorgten, mangelhaft besoldeten und zum Teil auch mangelhaft ausgebildeten Soldaten Siege erfocht, die an Glanz von keinen andern in der Geschichte überstrahlt werden. Abgesehen von seinem unvergleichlichen militärischen Genie übte er auf seine Truppen eine aus Wunderbare grenzende, hinreißende Gewalt aus. Wenn er vor der Schlacht die Front abtritt, oder die Regimenter vor sich Revue passieren ließ, oder im Schlachtgewühl mit ermunternden Worten vor ihnen auftauchte, kannte ihre Begeisterung keine Grenzen. Schwerverwundete richteten sich, soweit es ihre Kräfte zuließen, bei seinem Anblick in die Höhe und begrüßten ihn, wenn ihre Stimme im Todeskampf noch nicht erstickt war, mit dem alten Zuruf: „Es lebe der Kaiser!“ Er pflegte die Soldaten „meine Kinder“ zu nennen, sie nannten ihn vertraulich den „kleinen Korporal“; mit unerschütterlichem Vertrauen blickten sie zu ihm empor und kannten nur blinden Gehorsam, wenn er sie persönlich gegen den Feind führte. Weilte er nicht in ihrer Mitte, dann waren sie für den Kriegsdienst nur halb so viel wert, seine Gegenwart verdoppelte die moralische Stärke seines Heeres.

Aus der Scheinwelt der Bühne.

Von Anna Ritter.



Die Welt des Scheins, die sich „Theater“ nennt, ist von einem ganz eigenen, geheimnisvollen Zauber umfledet, und es hat von jeher auf die Uneingeweihten einen prickelnden Reiz ausgeübt, dieser Scheinwelt greifbar nahe kommen und ein paar Atemzüge jener Atmosphäre schlucken zu dürfen, die, von Puder, Lorbeer, Intrige und Medisance wunderbarlich gemischt,

beklemmend und lockend zwischen den Soffitten weht.

Auch ich war voll neugieriger Erwartung, als der Tazometer, der mich durch Schmutz und Regen und endlose Straßenzüge bis an das Salzufer in Charlottenburg getragen hatte, nun vor dem langgestreckten Gebäude einer großen Firma hielt, in dem die Ritterburgen und Thronsäle, die Waldlandschaften und Interieurs unserer königlichen Bühnen geboren werden. Einen Blick — und zwar einen möglichst gründlichen! — „hinter die Kulissen“ zu werfen, war ja auch meine Absicht, nur daß mein Interesse weder dem Kulissenflatsch, noch den Garderobegeheimnissen irgend einer jugendlichen „Heldin und Liebhaberin“ galt, sondern der Lösung der Schönheitsrätsel, die Kunst und Technik mir so oft in zauberhaften Dekorationen aufgegeben hatten. Ich sollte den Werdegang moderner Bühnenausstattungen mit eigenen Augen verfolgen dürfen, sollte beobachten, wie diese wundervollen Szenerien aus nüchternsten Anfängen entstehen, wie alles ineinandergreift, hundert Hände sich regen, bis so ein Kunstwerk vollendet ist und bereit, von staunenden Augen verschlungen zu werden.

Man sieht's dem einfachen, einem Güterschuppen ähnlichen Bauwerk mit seinen staubblinden Fenstern von außen freilich nicht an, daß so viel Farbenfreude darin wohnt! Auch das Innere, das ich auf steilen Treppen erklimm, enttäuschte mich zunächst: die niedrigen, an den Seiten von mansardenartig schrägen Balkenwerk getragenen Decken haben etwas Lastendes — unwillkürlich hatte ich einen der Bühnenhöhe entsprechenden Raum erwartet. Dann aber fing die ungeheure, durch keine Säule, keinen Stützbalken unterbrochene Länge dieser beiden übereinanderliegenden Säle doch an zu wirken. Der gerade, auf dem Fußboden liegende Prospekt, d. h. Hintergrund der Berliner „Komischen Oper“, erschien wie ein Leintuch von mäßiger Größe, an den gewaltigen Dimensionen dieses Raumes gemessen, und die überall umherstehenden Maler wurden nach der Tiefe des Saales hin zwerghaft klein.

Der technische Chef des Instituts, der mir in seinem Reich lebenswürdig den Führer machte, geleitete mich über die buntbelleckten Dielen zwischen Riesenspinjeln und fahrbaren Paletten hindurch zu seinem behaglich eingerichteten Kontor. Denn nicht die aufgespannte Leinwand, die ich eben sah, bedeutet den Anfang der Arbeit! Wenn der Künstler nach Zeichenstift und Pinsel greift, ist die schwerste, die wichtigste Arbeit

schon getan: die Arbeit, die Verstand und Phantasie zu leisten haben!

Und was für Anforderungen werden an diese beiden gestellt, wie sind die Ansprüche von Dichtern und Theaterdirektoren, Regisseuren und Publikum gewachsen! Als Shakespeare seine gewaltigen Dichtungen schuf und von wandernden Schauspielern aufgeführt ließ, da genügte es den unverwöhnten, finnen- und phantasiefreudigen Zuschauern, wenn die Situation auf der Bühne durch ein Plakat mit der naiven Aufschrift: „Dies ist ein Wald“ erläutert wurde. Sie sahen den Wald, der nicht da war, wie ein echtes Kind heute noch sieht, was der plaudernde Mund der Mutter an Märchenherrlichkeit vor ihm erstehen läßt.

Auch der bescheidene Sinn unserer Großeltern ließ sich noch an bescheidenen Mitteln genügen. Die eigene Phantasie ersetzte, was die Bühne schuldig blieb, und die Dichtung selbst war für sie von so überragender Bedeutung, daß alle Dekoration und Inszenierung doch nur als untergeordnetes Beiwerk galt. Ein sogenanntes „Ausstattungsstück“ jener Tage, das damals gewiß als ein Komplusultra an Pracht und Geschmack erschien, würde uns modernen Menschen nur ein Lächeln mitleidiger Nachsicht entlocken.

Die letzten 50 Jahre haben aber auf dem Gebiet der Theatermalerei einen gewaltigen Umschwung gebracht. Aus einer bescheidenen Dienerin — denn mehr war die Dekorationsmalerei bis in die Neuzeit nicht — ist eine Gleichberechtigte geworden, eine selbständige, hoch entwickelte Kunst, deren kein Theaterdichter noch -leiter mehr entbehren mag, die die Wirkung eines Stückes bedeutam betonen und erhöhen, über seine Schwächen vorteilhaft hinwegtäuschen kann und für den Erfolg oft schwer in die Waagschale fällt. Die Musteraufführungen der Meininger haben zu der Wertschätzung der Dekorationen ein gut Teil beigetragen, und wenn auch der „Echtheitsduffel“, den sie im Gefolge hatten, zum Glück wieder auf ein normales Maß herabgestimmt worden ist, so ist doch eine größere Gediegenheit des Geschmacks in der Dekoration als ihr Verdienst geblieben, und die moderne Regie verdankt ihnen eine Fülle von Anregungen.

Die Hauptursache für den großen Aufschwung, den die Theatermalerei genommen hat, ist aber die moderne Technik,



Entwerfen von Skizzen und Anfertigung von Modellen.

für die es in Wahrheit kaum noch unüberwindbare Schwierigkeiten gibt. Sie leiht der Phantasie des Dichters, des Theatermalers ihre Kräfte, und die Märchen von 1001 Nacht scheinen lebendig zu werden auf der Bühne. Licht- und Farbenwirkungen von berausender Schönheit, Verwandlungseffekte, Donner- und Sturmmaschinen, Schnee und Regen täuschen eine Wirklichkeit vor, die kaum noch Schein ist.

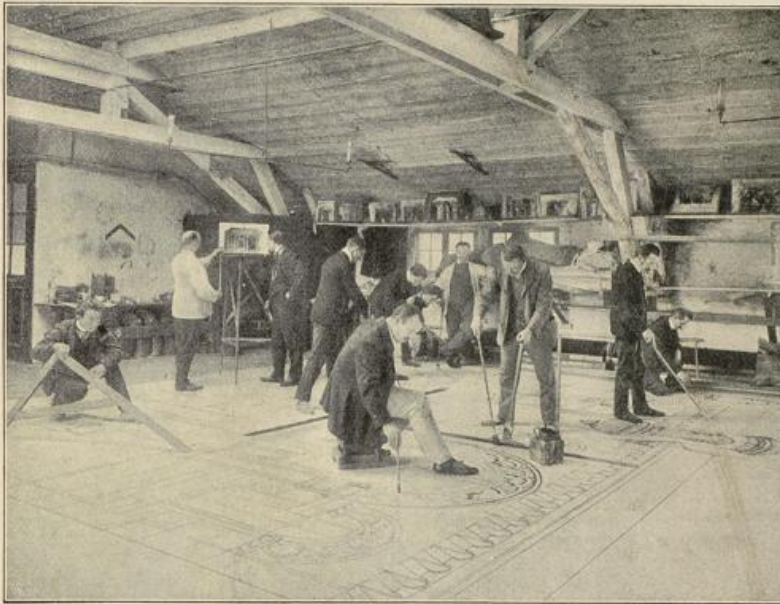
Und jedes neue Stück, oder jedes alte, das neu inszeniert werden soll, stellt der Technik, dem Theatermaler neue Auf-

Eine reichhaltige Bibliothek, die neben der gesamten namhaften Theaterliteratur auch die bedeutamsten Geschichts- und Geographiewerke, kultur- und kunstgeschichtliche, naturwissenschaftliche und technische Werke über Kostüm- und Münzen-, Wappen- und Waffenfunde usw. umfasst, steht den Mitarbeitern des Instituts zur Verfügung.

Glaubt der Künstler, den Stoff bewältigt zu haben, hat er, an der Hand der erwähnten Hilfsmittel, ein klares Bild der wiederzugebenden Szenerie vor Augen, so macht er sich ans Werk. Von jeder Szenerie, so einfach sie sein möge, wird nicht nur vom Maler eine genau ausgemalte Skizze entworfen, sondern der Architekt fertigt nach dieser Farbenskizze auch ein bis ins kleinste getreues Modell.

„Kommen Sie,“ sagte der Chef, der in freundlicher Bereitwilligkeit meine vielen Fragen beantwortet und mir ein kleines Privatissimum über die Entwicklung der Theatermalerei gehalten hatte, „Sie werden das alles besser verstehen und würdigen, wenn Sie die Leute bei der Arbeit sehen.“ Und er stieg die leiterartige Treppe zum oberen Boden voran, wo in einem Winkel des großen Saales ein Häuflein Staffeleien beieinander stand.

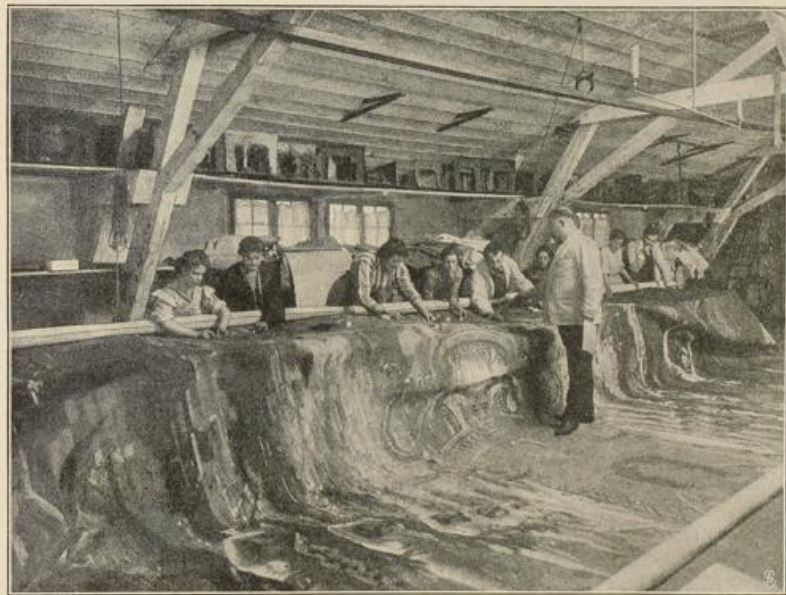
Da waren Skizzen in allen Stadien der Entwicklung, von dem erst mit wenigen Zeichenlinien bedeckten weißen Blatt bis zur fertig ausgeführten Farbenskizze und dem vollendeten plastischen Modell. Ich hatte es glücklich



Die Arbeit am aufgespannten Bühnenprospekt.

gaben. Mag es in der Dachkammer eines Hinterhauses oder im Thronsaal eines Königsschlusses, am Seegegestade oder im Bergdorf spielen — der Maler hat diese Welt, in der des Dichters Personen leben und handeln, aus seiner Phantasie heraus zu schaffen, sie so vor den Zuschauer hinzustellen, daß sie wie eine Erläuterung der Handlung, wie ein lebenswahrer Hintergrund der auftretenden Gestalten wirkt.

Es gilt also zunächst, sich in die Dichtung zu vertiefen. Spielt das Stück in der Vergangenheit, in fremden Ländern, unter besonderen Umständen, so ist's mit dem Erfassen des poetischen Gehalts, mit dem Spiel der Phantasie aber nicht getan, sondern der Künstler hat eingehende Studien zu treiben, denn alle Phantasie würde ihm nicht verraten, was Wissenschaft und Photographie, Kostümfunde und Reiseberichte in Wort und Bild ihn lehren. Wohl kann ein phantasiebegabter Maler alle Schrecken der „Wolfschlucht“, alle Lieblichkeit einer Ideallandschaft auf die Leinwand der Kulissen zaubern, ohne andere Unterweisung als die seiner Träume — soll aber der „Tower“ in London, oder die „Bartburg“ auf der Bühne erstehen, so wird historische Treue, peinliche Genauigkeit von ihm verlangt, und da er nicht alles aus eigener Anschauung kennen kann, muß er seine Zuflucht zu den Büchern nehmen.



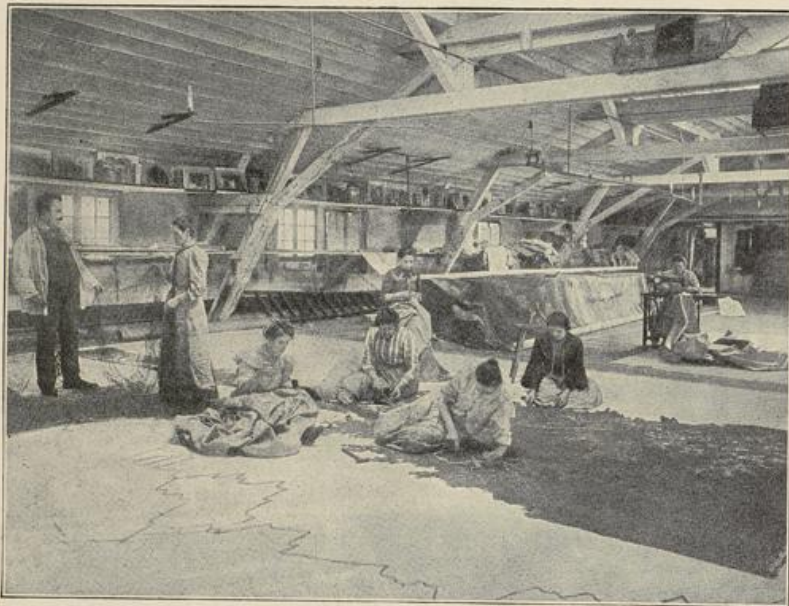
Aufnähen von glitzerndem Beinwerk.

getroffen: einer der Herren, der, in seine Arbeit vertieft, vor einem der ringsum laufenden Fenster saß, hatte gerade die venezianische Dekoration des zweiten Aktes von „Hoffmanns Erzählungen“ aufgebaut, und ich konnte angesichts dieses entzückenden Miniaturmodells wohl verstehen, daß diese Szenerie bei der Erstaufführung solch' einen Sturm der Begeisterung erregt hatten.

Die Direktoren und Regisseure können nach diesen genauen Skizzen und Modellen die Wirkung vollkommen richtig beur-

teilen, und erst, nachdem sie sich mit den Vorlagen einverstanden erklärt, etwaige Wünsche geäußert und Änderungen geprüft haben, wird mit der Übertragung der Dekorationen begonnen. Ein im untern Saal aufgespannter Bühnenprospekt bot die beste Gelegenheit, dieser Arbeit zuzuschauen.

Sie hatte auf den ersten Blick etwas Handwerksmäßiges an sich. All diese Künstler, die mit ihren weichen Hausschuhen auf der hellen Leinwand herumliefen, Winkelmaße und Lineale von eineinhalb bis zwei Metern Länge handhabten und die ihnen zur Ausführung übergebenen Skizzen in genauer Berechnung der für das betreffende Theater notwendigen Größe mit Kohle auf die Leinwand übertrugen oder die schon vorhandene Kohlezeichnung mit unauslöschlichen Farben nachzogen, kamen mir zunächst ein bißchen wie „Anstreicher und Lackierer“ vor. Bis ich begriff, daß doch auch Künstlerschaft und unfehlbar sicheres Auge dazu gehören, die perspektivische Wirkung bei jedem Pinselstrich richtig beurteilen zu können.



Aufheften der Soffitten auf gegittertes Netzwerk.

Welch ein unendlicher Unterschied zwischen Bildmalerei und Theatermalerei besteht, wurde mir klar, als ich an einer andern Stelle des großen Raumes ein paar Landschaftler bei ihrer Arbeit beobachtete. Sie malten Kulissen, der eine Laubzweige, der andere einen Weinberg. Schon die Geschwindigkeit und Sicherheit, mit der sie ihre gewaltigen Pinsel schwingen, setzte mich in Erstaunen. Das war kein Malen, sondern ein Aufschlagen der Farben, und jeder Schlag „saß“. Die Pinsel — ich wog eines der an meterlangem Stiel sitzenden Ungetüme in der Hand: wie ermüdend mag schon die Pinselführung sein! — sind je nach Bedarf mit der Schere zurechtgestutzt, der eine zugespitzt, der andere rund, und die Palette besteht aus einem kleinen Rollwagen, der ein halbes Duzend oder mehr dickbauchiger Farbentöpfe trägt.

„Lauter chemisch reine Farben,“ erklärte mein Begleiter, „denn nur solche bleiben unverändert, auch bei grellem Licht. In der Farbkammer hier“, er öffnete eine Bohlentür und wies auf einige Reihen bis zum Rand gefüllter Tonnen, „steckt ein kleines — oder großes Vermögen!“

Sind die Dekorationen fertig gemalt, so werden die stehenden rückwärts mit Holzrahmen versehen, und auch die nach den Konturen ausgeschnittenen Vorderränder mit dünnem Lattenwerk hinterlegt, um der Leinwand größere Standhaftigkeit zu geben. Bei Soffitten kann der Schwere wegen freilich kein Holz verwendet werden; gegittertes Netzwerk muß hier die

Latten ersetzen. Es wird fadengerade — um ein Verziehen zu vermeiden — hinter die Dekoration geheftet und dann, den Umrissen der Konturen folgend, sorgsam aufgenäht, eine Arbeit, die nur von Frauen geleistet wird.

Bei phantastischen Dekorationen wird, um den Effekt zu erhöhen, allerhand glühendes Feuerwerk aufgenäht, imitierte Edelsteine, Glittern, Goldborte, auch künstliche Blumen und Blätter werden der Malerei aufgesetzt. Wie groß die Rolle ist, die solcher Glitter bei der Herstellung von Theaterkostümen spielt, das zeigen die Abbildungen aus der Kostümschneiderei.

Als wir auf plastische Dekorationen zu sprechen kamen, versicherte mir mein Mentor in dieser fremden Welt, daß man schon vor 50 Jahren „richtige“, d. h. plastische Baumstämme, Blumen, Zweige usw. gehabt habe; besonders in englischen Theatern sei hierin ein Luxus getrieben worden, gegen den z. B. die wie ein Wunderwerk angestaunte Ausstattung des „Sommer-nachtstraumes“ im Neuen Theater in Berlin nur Kinderspiel sei. Bei uns kostet eine Bühneneinrichtung im höchsten Fall Hunderttausende, in England wird gelegentlich eine Million und mehr dafür ausgegeben!

Die Plastik der Dekoration wird übrigens in möglichst rohem Zustand gehalten und steht weit unter der Theatermalerei, die kunstreicher ist, weil sie in der Beleuchtung durchdacht und ausgeführt sein muß, während Bühnenbeleuchtung und farbige Lichter der an sich rohen Plastik einen Trugzauber verleihen, den sie in Wahrheit nicht besitzt.

„Nun sind Sie in all unsere Geheimnisse eingeweiht“, meinte er lächelnd. „Die Dekorationen, die Sie hier stohweise aufgestapelt sehen, sind bühnenfertig und bereit zum Transport. Aber dieser Transport selbst ist ein Kunststück; es ist keine Kleinigkeit, diese ungeheuren Rollen und Bände ohne jede Beschädigung an Ort und Stelle zu bringen. Auf dieser Rutschbahn“ — er schlug die großen Boden-

türen auseinander und zeigte auf eine in den Hof führende geneigte Ebene — „werden die zusammengerollten Prospekte und hängenden Dekorationen in eigens für diesen Zweck gebauten Wagen herabgelassen und zum Theater gefahren. Für Gastspiele oder wandernde Schauspielertruppen, die genötigt sind, den ganzen Bühnenapparat mit sich herumzuschleppen, können solche massiven und ungeheuer großen Dekorationen freilich nicht gebraucht werden, da muß man sich anders helfen.“ Er führte mich zu einem Aufbau langer und breiter, aber verhältnismäßig flacher Holzklitten, die mit starken Eisenbändern und Vorlegeklößern versehen waren. „Darin liegt alles beisammen, was an Requisiten für die verschiedenen Repertoirestücke gebraucht wird. Es fehlt nicht ein Stück. Denn wir malen ja nicht nur die Dekorationen, wir fertigen auch die Möbel und Lampen, Spiegel und Bilder, Kissen und Decken usw. Eine eigene Schlosserei und eine Kunsttischlerei führen die in der Dekoration vorgesehenen Stücke aus, denn nur, wenn alles in einer Hand bleibt, unter einer Leitung, wird jene Einheitlichkeit des Stils und Geschmacks erreicht, die die notwendigste Bedingung für den Erfolg ist.“

Man macht sich als Laie wirklich gar keinen Begriff von der Vielseitigkeit und dem Umfang eines solchen Instituts und von der Arbeit und dem Aufwand an Kunst, Geschick, Nachdenken, Geld und Mühe, der einer einzigen Ingenieurleistung vorangeht. Auf die Gefahr hin, törichte Fragen zu tun, wandte ich mich immer wieder an meinen freundlichen Berichterstatter.

„Sind denn die Möbel, die Sie fürs Theater anfertigen, echt?“

„O nein“, wehrte er. „Es wird ganz gewöhnliches Tannenholz verwendet, dem durch Beize und Tönung das Ansehen echter Eiche, Buche, Mahagoni usw. verliehen wird.“

Nur die Bezüge werden, wenn's irgend geht, aus echten, oft kostbaren Stoffen verfertigt, Diese Möbel zum Beispiel“, er entnahm einem der vielen Wandschränke eine Anzahl Photographien, „sind genau, wie Sie sie hier sehen, mit wundervoller alter Seide im Empiregeschmack bezogen. Doch diese Stilarten, die dank der Mode ja heute in jedem Möbellager zu sehen sind, geben unsereine keine Rätsel auf. Schwieriger, oft fast unmöglich ist's, keine Schnitzer in der Ausstattung zu begehen, wenn es sich um Zeiten und Dinge handelt, für die es keine verbürgten Vorbilder gibt. Was meinen Sie wohl, wie viel Kopfzerbrechen mir z. B. dies kleine Ding hier bereitet hat?“

Mit fast zärtlichen Händen nahm er eine der Miniaturbühnen, die ringsum in doppelter Reihe die Regale des Gemachs besetzten, von ihrem Platz und stellte sie vor mich hin. Es war eine Nachbildung des Salomonischen Tempels, so wunderbar treu und liebevoll in allen winzigen Einzelheiten aufgebaut, daß ich einen Laut des Entzückens nicht unterdrücken konnte.

„Rabbiner und Gelehrte habe ich darum befragt“, erzählte er stolz, „um herauszubekommen, wie hier die Leintücher über dem Sitz der Frauen hängen müssen, wie das Gitter geformt war, das vor dem Allerheiligsten herlief, und wie die Flügel der Cherubim sich zum Dach wölbten, darunter die Bundeslade stand. Die Ausstattung der ‚Königin von Saba‘, zu der auch der Tempel hier gehört, hat seinerzeit Aufsehen erregt.“

Ich freute mich im stillen, daß meine Wissbegierde ihn augenscheinlich zum Bauludern angeregt hatte; gerade diese Details, die eigentlich „nicht dazu gehörten“, machten mir den Rundgang interessant.

Von der Decke hernieder hing ein völlig aufgetakeltes Kaufahrteischiff. „Auch ein Modell zu einem Schiff, das wir für die Bühne gebaut haben“, bestätigte der Führer meine stumme Frage. „Wenn uns solche Aufträge gegeben werden, wie der Hafen im ‚Fliegenden Holländer‘ mit den beiden verschieden montierten großen Schiffen, dann führen wir alles so aus, daß vom Segel bis zum kleinsten Tauende und Nagel auch nicht das geringste fehlt.“

„Aber das erfordert doch Kenntnisse, die auch vom genialsten Maler nicht verlangt und auch nicht durch Phantasie ersetzt werden können!“ warf ich ein.

„Gewiß nicht! Dafür haben wir eben unsere Photographien — in den Schränken hier liegen an — na, ich will keine Zahlen nennen“, unterbrach er sich selbst. „Und wenn es geboten erscheint und irgend zu ermöglichen ist,

lassen wir unsere Maler an Ort und Stelle Aufnahmen machen. Wir haben schon manchen unserer jungen Künstler auf Studienreisen geschickt.“

Ich konnte mich gar nicht sattsehen an all den reizenden kleinen Dekorationen ringsum, die ich zum Teil ja schon im verklärten Schimmer des Kampenlichts bewundert hatte. Dieser Modellraum hier schien mir die Schatzkammer des ausge dehnten Geschäfts zu sein, schon um der zahllosen Photographien und Modelle und der Skizzen willen, die, in Mappen geordnet, hier aufbewahrt werden.

In der Kostümschneiderei.

Vieles, vieles hätte ich noch sehen und fragen mögen, aber ich hatte Zeit und Geduld meines liebenswürdigen Begleiters schon allzulange in Anspruch genommen. Die beiden großen Säle leerten sich zusehends, ein Zeichen, daß Essenszeit sei, und sie erschienen in dieser Verlassenheit noch größer, unheimlicher als vorher.

An der Freischüzeule vorüber, die gränlich und verstaubt auf einem Schrank saß, vorüber an Niesenrollen, die insgesamt etwa 300 Meter Leinwand und Arbeitsgewebe enthalten, ging ich zwischen den noch auf dem Boden hockenden und nähernden Frauen den Weg zurück, ein gut Stück aufgefärter, als ich gekommen war. Der Besuch hat mir keine Illusion geraubt, sondern nur mein Auge geöffnet für vieles, was ich vordem nicht sah, und ich werde künftig nur einen Genuß mehr haben an den leider so seltenen Theaterabenden, die mir das Jahr beschert: ich werde nicht nur das Spiel, sondern auch die Dekoration mit verständnisvollem Genuß beobachten können



Kostümprobe.

Tröster Tod.

Zum Herbstwald trieb mich meines Herzens Not,
Die Blätter hingen müd', wie Blut so rot.

Bereinzelt, wie der Windhauch sie erlas,
Und schwarmweis sanken sie aufs welke Gras.

Und wie ich schritt, planlos auf stillem Weg,
Trat einer zu mir aus dem Buschgehög'.

Ein Mantel, sahl wie Asche, hielt umwallt
Des ernstern Fremdlings ragende Gestalt.

Aus der Kapuze sah im Dämmerlicht,
Halb streng, halb mild, ein seltsam Bleichgesicht.

Voll zagen Grauens bot ich meinen Gruß;
Er aber nahte mit vertrautem Fuß.

Als ob ein Freund zum Freund beglückt sich fand,
Durch meinen Arm schob lächelnd er die Hand.

Und wie er sprach, warm in die Seele drang's;
Weich, wie der Liebe Flüsterstimme klang's.

Mir wurde, was ich litt durch manches Jahr,
Aus seinem Mund noch einmal offenbar.

Geheimstes, was ich selbst mir fast verbeht,
Restlos ward es mir alles aufgezehlt.

Und sanft für jeden Sturm, der mich durchstoft,
Wies des Gefährten Weisheit Ziel und Trost.

Nur bei dem höchsten Schmerz, den ich erlebt,
Hat mitleidübermannt sein Wort gebebt.

Er schwieg. Doch aus der Finger Druck entnahm
Mein Fühlen, wie's ihn wehvoll überkam.

Stumm, Seit' an Seite, wanderten wir so.
Am Forstsaum stand der Abend, lichterloh.

Bei einem Friedhof endete der Gang.
Wir blickten uns ins Auge, tief und lang'.

Ich wandte dankend mich ins Tal hinein;
Der andre blieb bei Kreuz und Grab allein.

Im Spätwind wehte mir sein Abschied zu:
„Auf Wiedersehn! — Auch dich bring' ich zur Ruh'.“

Christian Schmitt.

Doktor Thales.

Novelle von A. Noël.

(3. Fortsetzung.)

Es war ein milder Märzabend, auffallend hell, und nur auf der großen Kreuzung des Schottenrings wehte ein frischer Luftzug die Währinger Straße herauf, vom Kahlenberg her, der mit einem Schneeblick zur Stadt hereingrökte.

Das Pflaster war noch kaum trocken von einem flüchtigen Regen.

Sachte begann die Dämmerung ihre Schleier zu weben und Straßen und Gebäude einzuhüllen. Im Westen zeigte der Himmel einen orangeroten Schein, während die vom Sonnenuntergang abgekehrten Häuserreihen wie von bläulichen Schleieren verhangen dastanden.

Um diese Stunde träumt sich's gut im Gehen, doch heute konnte Bruno in diesen traumhaften Zustand des innerlich mit nichts Bestimmtem beschäftigten Wandlers nicht gelangen. Er vermied es, an die Stelle heranzugehen, wo, wie er sich vorstellte, die Spuren des gestrigen Unfalls noch zu erkennen wären. Diese große Scheu, die er immer davor gehabt hatte, Blut und Wunden zu sehen, führte seine Gedanken wieder zu Lisbeth zurück, dem jungen Mädchen, das sich in dieser Beziehung so viel stärker erwiesen hatte.

Was übrigens brachte ihn wohl dazu, an Lisbeth Gartenberg zu denken?

In der Berggasse angelangt, suchte er das Haus mit der bezeichneten Nummer auf, ließ sich vom Portier die Wohnung weisen und stieg dann in den dritten Stock hinauf.

Ohne irgend etwas zu fragen, ließ ihn oben das Dienstmädchen in ein großes und sehr reich ausgestattetes Speisezimmer mit einem riesigen geschnitzten Büfett, Stühlen mit Kindeslederbezügen und dem unvermeidlichen Aufsatzsofa treten, und beinahe sofort erschien Frau Kempen in einem recht eleganten Hauskleid, aber ihn beinahe erschreckend durch die Fülle, die sich die noch junge Frau in der Zeit, in der er sie nicht gesehen, zugelegt hatte. Für eine Frau, deren drei Kinder überfahren worden waren, sah sie nicht sehr verzweifelt aus.

Frau Kempen konnte seine Liebenswürdigkeit, selbst zu kommen, nicht genug rühmen und fing an, ihm die Geschichte des Unfalls zu erzählen, aber so umständlich und mit so vielen

Abshweifungen, daß sie noch nicht über die überflüssigen Vorgeschichten hinaus war, als Herr Kempen selbst dazufam.

„Sie, Herr Doktor? In eigener Person?“ rief er aus. „Das ist aber schön!“

„Sind die Kinder sehr verletzt?“ fragte Bruno stockend.

„Man muß Gott loben und preisen, daß es nicht ärger ist!“ antwortete Kempen rasch. „Das Mädel hat den linken Fuß gebrochen, der ältere Bub ist am rechten Arm verletzt, der jüngere hat eine Stirnwunde . . . Die Mattnosell' ist auch ziemlich zugerichtet, aber nichts Gefährliches . . . Wir sind noch mit einem blauen Auge davongekommen, aber den Schreden können Sie sich denken!“

Bruno atmete auf über die sachliche Auskunft. Bei Frau Kempen hätte es noch eine Stunde dauern können, ehe er das herausbekam.

„Kommen Sie hinein, schauen Sie sich die kleine Bagage an!“ forderte Kempen ihn auf.

Und als Bruno ein wenig zögerte, erriet er vielleicht den Grund und sagte ermunternd: „Es ist ein ganz fideles Spital drin!“ Er ging durch den nebenan liegenden Eckalon voran, und Bruno konnte nicht anders als ihm folgen, obgleich er sich vor dem ihn erwartenden Anblick scheute.

Auf der andern Seite des Eckalons öffnete Kempen die Tür zu einem großen Zimmer, in dessen Mitte eine große Gaslampe brannte. Gerade an der Tür, zwischen dieser und dem nächsten Fenster, stand ein weißlackiertes Kinderbett, in dem ein pausbacdiges kleines Mädchen lag. Die Knaben, der eine mit dem Arm in der Schlinge, der andere mit verbundenem Kopf, spielten am Tisch, an dem auch die Bonne saß, die ebenfalls mit mehreren Verbänden geschmückt war, so daß man sie kaum erkennen konnte.

„Das reine Lazareth!“ rief Kempen lustig. „Kommt's her, Buben! Gebt's dem Herrn Doktor die Hand!“

Das Zimmer mit seinen Inzassen hier machte nun freilich einen mehr drolligen als aufregenden Eindruck, und jedenfalls hatte sich die ganze Gesellschaft schon in ihren Zustand gefunden. Da der ältere Knabe ihm die linke Hand reichte, fragte Bruno,

ob ihm die rechte sehr weh täte, aber er verneinte bloß mit etwas unechtem Bedauern: „Bloß nicht schreiben kann ich.“

„Glauben Sie nur ja nicht, Doktor, daß er untröstlich darüber ist, daß er keine Aufgaben machen kann“, warnte Kempen. „Der da“, er wies auf den Jüngeren, „war einmal nicht auf den Kopf gefallen, aber jetzt . . .“

„Jetzt hab ich halt ein'n offenen Kopf“, fiel der Knabe ein.

Kempen lachte vergnügt. „Na, man muß zufrieden sein, wie es ist. Brave Kerls sind sie doch beide, sie haben die Mizzi retten wollen. Mir is's lieber, es is ihnen was g'schehen, als daß sie lahmlodert dabei gestanden und bloß zugeguckt hätten.“

„Das sagst du!“ fiel die Frau vorwurfsvoll ein. „Ich hätt' an einem überfahrenen Kind genug gehabt.“ Sie betupfte sich die Augen. „Was man mit den Kindern aussteht!“

Der Anblick der fesschen, kernigen Buben aber, die ihre Wunden so unbekümmert trugen, während das kleine Mädchen ganz vergnügt im Bett lag, von Spielzeug so umgeben, daß man kaum zu ihr gelangen konnte, hatte Bruno wohlgetan, da er die unerquicklichen Vorstellungen seiner Phantasie wiewischte. Nun würde ihm heute nacht nicht die Schreckensszene des Überfahrenwerdens vorschweben, sondern nur dieses wirklich „fidele Spital“, wie Kempen gesagt hatte.

Er konnte also wieder gehen. Gekommen war er, um Kempen sein Mitleid auszudrücken, doch als er wieder die Stufen hinabstieg, fühlte er nur, wie reich dieser Mann war, und daß der Unfall nur dazu gedient hatte, ihm diesen Reichtum besser zum Bewußtsein zu bringen.

In der letzten Zeit hatte sein eigener Voratz, auf das Glück zu verzichten, um kein Unglück zu erfahren, in beträchtlicher Weise aufgehört, ihn mit Befriedigung und Ruhe zu erfüllen, und lebhafter denn je fühlte er auf dem einsamen Nachhauseweg in der greifbar werdenden Abenddämmerung: Bist du denn nicht der Unglücklichste von allen? Am bedürftigsten der Liebe, am einsamsten, schließt du dich von dem ab, was dich beseligen könnte. . . . Selbst der Einwand, daß es nur Mitleid gewesen, was er im Auge des Mädchens glänzen gesehen, beunruhigte ihn heute nicht mehr. Vielleicht war es doch noch etwas anderes gewesen!

Im Kinderzimmer der Bodenbauerischen Wohnung war wieder die frühere Ruhe und Gemütlichkeit eingelehrt. Unter der Lampe, die ihr Licht auf den Tisch warf, saß Gilly mit einer Arbeit, während der kleine Bruno ein Kartenhaus baute.

Als der Onkel ins Zimmer trat, blickte der Kleine erfreut auf. „Ah, das is g'scheit, Onkel, daß du kommst!“ sagte er wichtig. „Du kannst mir ein großes Haus bauen. Sieben Stock hoch muß es sein, ja? Mir fallt's immer um, weil die Gilly mit'm Tisch wackelt.“

„Ja, wenn sie wackelt“, sagte Bruno lächelnd, als er sich an den Tisch setzte, um dem Begehren seines Neffen zu entsprechen. „Das dürfen Sie nicht, Fräulein. Meine Schwägerin ist nicht zu Hause? Wo ist sie denn? Bei den Eltern vielleicht?“

„Ich glaub' nicht,“ entgegnete die Bonne, „aber wo die gnädige Frau hingegangen ist, das könnte ich nicht sagen.“

„Zum Doktorfräulein“, sagte der kleine Bruno bestimmt.

„Was du nicht alles weißt!“ scherzte die Bonne.

„Ja, ja“, beharrte der Kleine; aber sich mit dem Fräulein zu streiten, dazu hatte er keine Zeit, weil er das Wachstum seines bestellten Hauses beobachten mußte.

Zum Doktorfräulein! tönte es in Brunos Innern.

Also wenn Kamilla zurückkehrte, dann kam sie von ihr, und nun fühlte Bruno innerlich eine gewisse Erleichterung, als wäre es schon Glück, jemand zu sehen, der von ihr kam.

Und erzählen mußte Kamilla doch auch von ihrem Besuch. Zwar hatte sie seit geraumer Zeit davon abgesehen, Lisbeth ihm gegenüber zu erwähnen, aber ganz zu schweigen, wenn sie von Gartenbergs kam, das lag nicht in ihrer Natur.

Während er mit dem Kind plauderte, das nun wieder ganz hergestellt und sehr lieb war, konnten seine Gedanken sich nicht von dem Gegenstand losreißen, bei dem sie nun einmal angelangt waren, und insgeheim war er voll Ungeduld, daß Kamilla endlich nach Hause kommen sollte.

Doch vor ihr kam erst Karl. Nachdem dieser seinen Sohn begrüßt hatte, führte er den Bruder in das Entree hinaus, wo sie zerstreut miteinander sprachen, denn auch Karl wartete auf Kamilla.

Schließlich vernahm man draußen ihre Stimme, und die junge Frau trat ein, sehr elegant in ihrem flaschengrünen Kostüm, der langen Stuncksboa und dem kühn geschwungenen Hut.

Bei Brunos Anblick schien sie zu stutzen, und dieser bemerkte sofort, was bei ihrem im ganzen bleichen Teint auch leicht auffiel, daß sie rote Ränder um die Augen und eine rote Nasenspitze hatte.

„Du bist schon zu Hause?“ fragte sie ihren Mann. „Da muß ich mich doch verspätet haben. Ich hab' gar nicht gewußt, wie viel Uhr es ist.“

„Das passiert dir manchmal“, meinte Karl mit gelinder Ehemannsironie. „Aber was hast du denn?“ fragte er, als die junge Frau, die hastig Hut und Jacke ins Schlafzimmer getragen hatte, wieder herauskam und im Zimmer hin und her fuhr, mit einer Geschäftigkeit, die eine geheime Aufregung verbergen sollte, „bei deinen Eltern und Geschwistern ist doch alles wohl?“

„Gewiß! Ubrigens war ich gar nicht zu Hause.“

„Wo denn, daß du so verört bist?“ forschte Karl.

Bruno, dem es noch im Ohr klang, wie das Kinderstimmchen gesagt hatte: „Beim Doktorfräulein“, blickte unruhig auf sie.

„Ich verört? Gar keine Spur!“ Dabei warf sie ihm einen zwinkehenden Blick zu, der ihn mahnte, vor Bruno nicht weiterzureden, aber natürlich von diesem ebenso geizen wurde wie von Karl.

„Wenn du dem Karl Geheimnisse zu sagen hast, kann ich ja gehen“, schlug er vor, indem er sich erhob.

„Siehst du?“ sagte Karl ärgerlich. „Zimmer das Zwinke und Geheimtun! Was kannst du denn vor ihm nicht erzählen? Wo warst du?“

„Ich war bloß bei Gartenbergs“, brach Kamilla gekränkt los, „und wenn ich vorm Bruno nichts reden wollte, so war's nur deshalb, weil ich ihn doch kenn', wie nervös und empfindlich er ist. . . . Ich hab vor ihm nichts Trauriges erzählen wollen.“

„Was gibt's denn bei Gartenbergs so Trauriges?“ fragte Karl erstaunt. „Und schließlich. . . es sind doch für den Bruno ganz fremde Menschen. Schief' endlich einmal los, gestorben wird doch dort niemand sein!“

„Noch nicht“, antwortete Kamilla in einem Ton, dem das Weinen nahe war. „Aber zum Spähen ist's nicht. Die Lisbeth liegt schon die ganze Woche an einer Lungenentzündung schwer danieder. . . . Sehr gefährlich. Sie haben nur wenig Hoffnung, daß sie davonkommt.“

Sie zog das Taschentuch, und so angegriffen war sie, daß ihr nicht einfiel, Bruno zu beobachten, was für ein Gesicht er dazu machte. Karl seinerseits blickte auf seine Frau, und so bemerkten sie beide nicht, wie Brunos Blicke starr wurden und seine Gesichtsfarbe in leichenhafte Fahlheit überging.

„Die Lisbeth?“ fragte Karl kopfschüttelnd. „Das tut mir aber schrecklich leid. Ist es denn wirklich so arg?“

„Sehr arg. Sie hat so hohes Fieber, deliriert. . . Die Entzündung ist beiderseitig. . . Das arme Kind schwindet nur so hin. . . Die Doktorin ist ganz außer sich. . . Und er gar! . . . Na, natürlich!! Ich hab' auch geglaubt, ich komm' um vor Schreck, wie ich's gehört hab. . . Die Lisbeth, die Lisbeth!“ rief sie fast verzweifelt. „Man denkt, es kann nicht sein, und doch ist es so, und ich hab' gar keine Hoffnung für sie. . .“

„Unfinn!“ knurrte Karl. „Sie ist ja jung und von gutem Kern. . . Sie wird sich schon wieder herausrappeln. Wie sie sich das nur zugezogen hat?“

„Wie?“ Kamilla hob die Augen von ihrem Taschentuch. „In dem tückischen Märzwind ist sie herumgelaufen, um ein paar arme Kinder im Spital unterzubringen.“

„Ich bin gewiß, sie kommt durch!“ tröstete Karl.

„Glaubst du?“ fragte Kamilla, und jetzt zum erstenmal wagte sie es, den Schwager anzusehen, der noch immer wie versteinert da stand, sich nicht regte, den Mund nicht aufthat.

Sie erzählte nun lebhafter mit allen möglichen Einzelheiten, wie sie zu Gartenbergs gekommen sei und wie sie dort alles gefunden, was der und was jener gesagt habe, und daß die Theja, Lisbeths Schwester, doch eigentlich für nichts mehr Sinn habe als für ihre Buben, denn sie sei gar nicht sehr verzweifelt.

Unterdessen kam Pauline, um den Tisch zu decken, unterbrach sich aber jeden Augenblick, weil sie mit offenem Mund ihrer Gnädigen zuhörte, wozu sie manchmal den Kopf schüttelte und „Jessas!“ sagte.

„Der Herr Doktor bleibt doch auch zum Nachtmal?“ fragte sie endlich, da es sich darum handelte, über die Zahl der Bedede schlüssig zu werden; doch da fuhr Bruno auf und sagte bestimmt, er bleibe nicht, ließ sich auch nicht halten, sondern entfernte sich nach einem überstürzten Abschied.

„Was hat er denn gehabt?“ fragte Karl, ihm kopfschüttelnd nachblickend.

Seine Frau lächelte dazu geheimnisvoll, und ausnahmsweise behielt sie für sich, was sie sich dachte.

Ein scharfer Märzwind wehte auch heute. Er mußte sich eben erhoben haben, denn als Bruno gekommen war, war es noch windstill und lau gewesen. Jetzt pfliff und sauste es um die Ecken, daß die Passanten ihre Hüte festhalten mußten.

Bruno wußte nicht, wohin seine Schritte ihn führten. Ziellos stürmte er dahin. Kamillas Worte hatten ihn mit Messern geschnitten, ihm das Geheimnis seines Innern plötzlich enthüllend. Er hatte es ja gewußt, daß das Mädchen ihn mit dem ersten Blick zu dem Ihrigen gemacht, und doch fühlte er erst jetzt die ganze Kraft dieses Gefühls, an dem herzerreißenden Schmerz, den die ihr drohende Gefahr in ihm geweckt hatte.

So also stand es? Er hatte mutlos dem Glück entsagt, das sie ihm schenken konnte, weil er das damit unzertrennliche Leid, das er dadurch mit heraufbeschwor, nicht in Kauf nehmen wollte, und nun ergab sich's, daß er nur dieses, gerade dieses auskosten sollte bis auf den Grund.

Der einfache Kumpen hatte ihm ja einmal ganz richtig gesagt, das Schicksal habe ihn gefoppt, weil er an dem kleinen Neffen hänge wie an seinem eigenen Kind, um ihn bange, ohne das Glück des Besitzes zu genießen. Und nun? Er hatte nicht gewollt, daß Lisbeth für ihn lebe, aber wenn sie starb, so starb sie ihm, ihm am meisten, ihm allein!

Die ganze Verzweiflung dessen fiel ihm an, dem das Höchstgeliebte geraubt werden soll, ohne daß es ihm noch möglich gewesen ist, auch nur durch ein einziges Wort seine Liebe zu offenbaren. Während er noch glaubte planlos durch die Straßen zu rennen, hatten seine Füße ihn mechanisch bis in die nächstlich stille Salesianergasse und zu dem Haus gebracht, in dessen Flur er einmal mit Lisbeth gestanden hatte.

Unruhig blickte er zu den Fenstern hinauf, aber er mußte nicht, welche zu der Wohnung des Doktors gehörten. Lange ging er in der Straße auf und nieder, sammelte sich, zweifelte, kämpfte mit sich, sagte und entschloß sich endlich doch, in den Flur zu treten. Eine Tafel zeigte ihm an, daß die Wohnung der Familie Gartenberg im zweiten Stock lag, und nun stieg er die ausgetretene schmale Treppe hinauf und klopfte an der den Namen des Doktors weisenden Thür.

Beinahe augenblicklich wurde ihm geöffnet, von einem ganz jungen Mädchen mit Botticelli-Scheiteln und in so netter Kleidung und von so geziert artigem Benehmen, daß er sie im ersten Augenblick nicht für ein Dienstmädchen hielt.

„Ich möchte mich nach dem Befinden des Fräuleins erkundigen“, sagte er mit rauher Stimme.

„Unserm Fräulein geht es leider Gottes sehr schlecht“, gab das Mädchen zur Antwort. „Der Professor war gerade da und hat Konsilium gehalten mit unserem gnä' Herrn und dem andern Herrn Doktor . . . Heut wird eine kritische Nacht . . . Wenn sie die überlebt . . .“

„Könnte ich nicht für einen Augenblick Herrn Doktor Gartenberg sprechen?“ fragte Bruno.

„Ich trau' mich nicht, ihn zu rufen“, gestand das Mädchen. „Es kommen so viele Anfragen, und der Herr Doktor weiß gar nicht mehr, wo ihm der Kopf steht.“

In diesem Augenblick trat aus einer der Bordertüren ein hagerer Herr, noch jung, aber mit sehr stark entblöhtem Schädel, so daß man nur an den Farben des Gesichts und an dem schwachen Schnurrbart erkannte, daß er normalerweise zu den Rotblondbräunlichen gehörte.

Er wandte sich der Kleiderwand zu und wollte offenbar fortgehen. Als er Bruno gewahrte, entschloß er sich aber, trat näher und stellte sich vor: „Doktor Köthel. Mit wem habe ich die Ehre?“

„Doktor Bodenbauer.“

Sie wußten nichts voneinander, doch glaubte Bruno sich dunkel zu erinnern, gehört zu haben, daß Lisbeths Schwester Köthel hieß, und ebenso vermutete der hagere Herr mit den spitzen Zügen, daß der junge Mann der Schwager der Frau Bodenbauer sei, die er ja kannte.

„Der Herr Doktor kommen nachfragen? Zu lebenswürdig! Leider ist nichts Günstiges zu berichten . . . Wir müssen auf alles gefaßt sein.“

Er machte dazu eine ausdrucksvoll bedauernde Miene, die Bruno innerlich schwer reizte; nach einer bei ihm eingewurzeltten Theorie bedeutete Mienenpiel ihm immer, daß man nichts fühlte, doch er nahm die Auskünfte, die Köthel noch hinzufügte, stumm hin, murmelte etwas von Bedauern und empfahl sich.

Schwer und müde stieg er die Treppe hinab. Jetzt erst gestand er sich's, daß er auf irgend einen Zufall gehofft hatte, der ihm gestatten würde, in das Krankenzimmer einzutreten, die Nacht wachend oben zuzubringen, und sei es auf einem Stuhl im Vorzimmer. Doch er war den Leuten ja nur ein Fremder.

Frau Braun wartete vergebens mit dem Abendessen auf ihren jungen Herrn. Er kam erst spät, und dann ging er nicht schlafen, sondern setzte sich im Vorzimmer unter das Bild der Mutter, deren Augen mit ihm trauerten, deren Herz mit ihm bebt.

In diesen nächtlichen Stunden ging eine Wandlung mit ihm vor. Er verzagte es sich bitter, daß er sich selbst jeden Trost für diese Stunde geraubt hatte. Wie glücklich wäre er nun, wenn er ihr nur ein einziges Zeichen seiner Liebe gegeben hätte! . . . Wenn er sie einmal verlor, nachdem sie sein gewesen, es konnte nicht so entsetzlich für ihn sein, als sie jetzt zu verlieren, wo er ihr noch fremd geblieben, wo er fernstehen mußte . . . Eine Stunde des Glücks zur Erinnerung hätte doch einen Strahl in seine Nacht geworfen . . . Die Augen der Mutter nickten dazu, als hätten sie das längst gewußt.

Die ganze Nacht saß er und quälte sich ab. Erst gegen Morgen zog er sich aus und warf sich aufs Bett, nicht um Schlaf zu suchen, sondern um bei Frau Braun keine Besorgnisse zu erregen. Denn wenn die keine Kleider zum Putzen vor die Tür gestellt sah und bemerkte, daß das Bett unberührt geblieben war, hängte sie es gleich an die große Glocke, und dann wurde besprochen, was er doch für sich behalten wollte.

Aber noch vor der Frühstückszeit war er wieder auf, ungekleidet und fort, und Frau Braun schüttelte den Kopf, als sie diese Entdeckung machte. Was hatte er so früh außerm Haus zu suchen?

Es war ein verschleierter Morgen. Bläuliche Nebel umspannen noch die Kronen der Ringstraßenbäume, und der Horizont zeigte sich umflort. Doch die Luft war rein und



Ophelia.
Gemälde von J. E. Millais.

frisch, und wenn später die Sonne die Frühnebel durchbrach, konnte es ein herrlicher Vorfrühlingstag werden.

Unerträglich, wenn er keine Hoffnung mit sich brachte!

Bleich, übernützig, schauernd und lichtfleh, das Kinn im Kragen und die Hände in die Taschen versenkt, ging Bruno seines Weges, die ganze Seele erfüllt von dem entsetzlichen Gefühl, mit dem er hören würde: „Ihr ist nicht besser.“

In den stillen Vorstadtstraßen drüben, jenseits des Rings, zeigte sich kaum noch jemand als die Milch- und Zeitungsträger, der „Bäc“ mit den Semmelförben, in Pantoffeln schlurfende Hausmeister und verschlafene Lehrbuben, die schon auf irgend einen Gang geschickt worden waren.

In der Straße angelangt, warf Bruno furchtsame Blicke zu den Fenstern empor, von denen er annahm, daß sie zur Doktorwohnung gehören könnten, und als er im zweiten Stock zwei sperrangelweit offen stehen sah, blieb ihm beinahe der Herzschlag stecken, denn ihm war, als wären sie geöffnet, um einer entfliehenden Seele den Abzug zu gestatten.

Todesmatt schleppte er sich die Treppe hinauf, begleitet von dem Gedanken: Sie ist tot, tot, tot . . .

Wie er nachher weiter leben würde! . . . Und wie er nur den Tag zubringen würde, wenn man ihm sagte, sie befände sich schlechter, das vermochte er sich gar nicht vorzustellen.

Als ihm oben das nämliche Mädchen öffnete wie gestern abend, war er nicht imstande, die Frage zu stellen. Er blickte sie bloß an. Sie aber rief gleich munter: „Dem Fräulein geht's besser! Viel besser!“

Aufatmend stand Bruno, wie erlöst, immer fühlend: wenn sie das nicht, wenn sie das Gegenteil gesagt hätte!

Das Mädchen hatte gerade etwas Dringendes zu tun. Sie lief durch eine Tür links von ihm ab, wo er sie drin mit einer andern sprechen und mit Geschirr klappern hörte. Unterdessen kam aus einer andern Tür Doktor Gartenberg, noch in Pantoffeln, eine Hausjacke über dem Nachthemd, mit wirrem Haar und vom Wachen dicken Augenlidern.

„Wer ist denn schon da?“ fragte er mit belegter Stimme. „Ah, Sie sind's, Herr Doktor? . . . Ja, wissen Sie, so lange es schlecht geht, wünscht man die Frager zum Kuckuck . . . Zwanzigmal wiederholen müssen: Es geht schlecht, schlecht, schlecht! . . . Wie ein krächzender Rabe! . . . Aber heut geht's dem Kind schon besser. Die Entzündung ist in der Lösung begriffen. Fieber gesunken . . . Die Nacht war ruhiger . . . Ich hab wieder Hoffnung . . . Begründete Hoffnung. Da geb' ich gern Auskunft . . . Und ich dan! Ihnen auch recht sehr für Ihre Teilnahme.“

Er kam näher und gab ihm die Hand, sich wundernd, wie eiskalt die des jungen Mannes war.

„Herr Doktor, das ist keine Teilnahme“, rang es sich aus Bruno's Brust los. „Es geht mir gerade so nahe wie Ihnen.“

Der Doktor stutzte, sah den bleichen Mann forschend an, hielt aber an sich. „So? . . . Das ist ein großes Wort . . . Denn ich . . . Wie ich das anfangen sollt', das Mäd'el herzugeben, das wüßt' ich nicht . . . Was einem alles auferlegt

werden kann auf der Welt! . . . Mein Jüngstes, mein Liebstes. Und die andern sind doch auch nicht ohne . . . Namentlich mein Sohn. Dem mußt' ich schreiben: 'Kommt', wenn du deine Schwester noch einmal sehen willst!' . . . Er hängt an dem Mäd'el wie ich . . . Na, und die Sonne, wenn ich denk, daß ich den armen Kerl nach so einer Fahrt mit dem schweren Stein auf dem Herzen mit einer guten Nachricht empfangen kann! . . . Vielleicht ist's der Mühe wert, das alles auszustehen, um nachher das köstliche Gefühl zu haben . . . Also, Sie halten uns den Daumen, Herr Doktor, nicht wahr? Ich dan! Ihnen sehr, ich dan! Ihnen oftmals.“

Bruno hatte kein Wort mehr herausgebracht, nachdem das Geständnis von selbst ohne Zutun seines Willens aus ihm herausgebrochen war. Er dankte es dem Doktor innerlich, daß er es einfach und natürlich aufgenommen hatte und sofort darüber hinweggegangen war.

Jetzt graute ihm nicht mehr vor der Sonne, die sich schon erhoben hatte und die Schleier durchbrach . . . Es war merklich heller geworden, und die Nebel zerteilten sich.

Nun mochte der Tag kommen!

Jetzt konnte er auch daran denken, daß er noch nüchtern war, und er betrat das nächste Kaffeehaus, um dort das Frühstück einzunehmen. Der warme Tee, den er trank, erfrischte ihn nun auch körperlich, wie die gute Nachricht seine Seele, aber derjenige, mit dem gleich die Hoffnung durchgeht, war er nicht. Besserung bedeutete noch nicht Genesung, er konnte sich noch lange nicht der Sorge ent schlagen, und vor Abend durfte er nicht daran denken, noch einmal hinaufzugehen und um weitere Nachricht zu bitten, wo ihm doch stündliche Berichte noch zu wenig gewesen wären.

Vorher er die Gegend verließ, ging er noch einmal an dem Hause vorbei. Eben kam ein Fiaker angefahren, auf dessen Bock neben dem Kutscher ein kleiner Handkoffer lag. Vor dem Gartenberg'schen Hause hielt der Wagen, und Bruno, der gerade nur noch wenige Schritte entfernt war, sah einen jungen Mann aus dem Wagen springen: mittelgroß, mit hellbraunem Haar und Schnurbart, von kräftiger Gestalt und lebhaften Bewegungen, sonst wohl auch von frischer Farbe, doch seinem Gesicht sah man die Anspannung und innere Erregung an. Während er den Fiaker bezahlte und dieser ihm den Handkoffer reichte, kam der Hausmeister herbei, nahm die Pseife aus dem Mund und riß die Kappe herunter. „Schamster Diener, Herr Doktor! Sein auch da! . . . Na, der Fräulein geht's ja besser! Dö is scho' aus'm Wasser!“

Die Unruhe auf dem Gesicht des Ankömmlings ging sofort in ein liebenswürdig jugendliches Lächeln über. „Kruppa, Sie sind ein Engel!“ hörte Bruno den jungen Mann mit warmer Bruststimme sagen.

Er beneidete den eilig im Hausflur Verschwindenden. Der durfte hinauf, während er selbst fortgehen mußte.

Der andere durfte sie gewiß bald sehen, er hingegen? Wann würde er sie wiedersehen? Nicht eher, als bis sie auch dem Fremdesten, dem Gleichgültigsten sichtbar war. (Schluß folgt.)

Hermann Cohn.

Ein Nachruf von Dr. med. E. Scherbel.

Wie alle anderen Gebiete der Hygiene, so hat auch die Schulgesundheitspflege in der Neuzeit außerordentliche Fortschritte zu verzeichnen. Es ist das eine Tatsache, die mit ganz besonderer Befriedigung und Genugtuung erfüllen muß; denn auf der Jugend beruht ja die ganze Zukunft des Staates, von ihrer kraftvollen, gesunden Entwicklung hängt das Glück und das Gedeihen der Menschheit ab.

Daß namentlich in bezug auf Schulbänke und Schultische, Beleuchtung, Haltung der Schüler und insbesondere hinsichtlich der so wichtigen Augenpflege in vielen Dingen Wandel ge-

schaffen worden ist, ist zunächst den Fortschritten der Hygiene und der gesteigerten Einsicht in das für die Schule unumgänglich Notwendige zu verdanken, sodann aber ganz besonders den Bemühungen menschenfreundlicher Männer, die in unablässiger und nachdrücklicher Weise auf zeitgemäße Reformen hingewirkt haben.

Einer der eifrigsten und erfolgreichsten dieser „Vorkämpfer für die Schule“ war der am 11. September dieses Jahres gestorbene Professor der Augenheilkunde an der Breslauer Universität, Hermann Cohn. In Breslau, dem Ort seiner

späteren umfassenden Wirksamkeit, war er im Jahre 1838 geboren. Er studierte zunächst Naturwissenschaften, besonders Physik und Chemie in Breslau und Heidelberg bei den unsterblichen Meistern der Physik und der Chemie: Bunsen, Kirchhoff und Helmholtz; dann aber wandte er sich, nachdem er bereits 1860 in Breslau Doktor der Philosophie geworden war, in Berlin dem Studium der Medizin zu und erlangte 1863 auch in dieser Wissenschaft den Doktorgrad. Albrecht von Gräfe, der berühmteste deutsche Augenarzt der Neuzeit, war sein Lehrer in der Augenheilkunde, für welchen Zweig der medizinischen Wissenschaft Cohn ein hervorragendes Interesse bekundete. Deshalb wirkte er auch zunächst von 1866 ab nur als Augenarzt, später als außerordentlicher Professor der Augenheilkunde in Breslau.

Hermann Cohn erkannte bald, wie viel auf dem Gebiete der Augenpflege in der Schule damals noch im Rückstand war, und demgemäß wählte er sich die Schulhygiene und in ihr die Pflege der Augen als das Hauptfeld seiner Tätigkeit. Auf diesem Gebiet hat er durch zahlreiche vergleichende Untersuchungen außerordentlich Wichtiges geleistet. In den Jahren 1866 und 1867 untersuchte er die Augen von 10060 Schülern, und die Ergebnisse seiner Untersuchungen legte er in einem besonderen Werk nieder: „Untersuchungen der Augen von 10060 Schülern nebst Vorschlägen zur Verbesserung der den Augen nachteiligen Schuleinrichtungen“. In diesem Werk hat er mit überzeugender Klarheit und ernstem Nachdruck, wie kaum ein anderer vor ihm, darauf hingewiesen, daß gewisse Schulschäden an der bedrohlichen Zunahme der Kurzsichtigkeit und anderer Augenleiden schuld sind, und hat angegeben, was zur Abhilfe dringend notwendig sei.

Im Jahre 1883 und in den folgenden Jahren erschienen die bedeutenden Bücher: „Die Hygiene des Auges in der Schule“, „Die Schule der Zukunft“, „Die Sehleistungen von fünfzigtausend Schülern“, „Das Auge und die künstliche Beleuchtung“. Diese und noch so manche andere Werke haben die Aufmerksamkeit von Staat und Gemeinden mehr als bisher auf die Schulhygiene gelenkt und haben das öffentliche Interesse den Gefahren zugewendet, die dem Allgemeinwohl durch die zunehmende Kurzsichtigkeit bei den Schülern und Schülerinnen drohen.

Aber auch für die Augenheilkunde im weiteren Sinn hat Hermann Cohn wertvolle Arbeiten geliefert, für die neben seinem ungewöhnlich umfangreichen Wissen die praktischen Erfahrungen in seiner Klinik grundlegendes Material boten und die von bleibender Bedeutung sind. Neben seiner ärztlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit wirkte er auch als Mitarbeiter der Monatsrevuen und der Tagespresse, sowie der unterhaltenden und belehrenden Zeitschriften, in erster Linie der „Gartenlaube“, unablässig für seine Ziele. Seine volkstümliche Wiedergabe

der wissenschaftlichen Errungenschaften und die praktischen, brauchbaren Ratschläge, die jeden dieser für die weitere Öffentlichkeit bestimmten Aufsätze besonders wertvoll machten, sicherten dem Gelehrten auch in Laienkreisen eine aufmerksame Lesergemeinde. Noch in letzter Zeit trat er mit einem Aufsatz dieser Art für die Einführung der Antiquaschrift, d. h. der lateinischen, gerade stehenden Druckschrift ein, die für das Auge leichter lesbar und deshalb gesünder sei als die gebräuchliche Frakturschrift, d. h. die deutsche Druckschrift mit den bekannnten deutschen eckigen Lettern.

Wenn seine Lehren von der Wichtigkeit der Schulhygiene und besonders der Augenpflege in der Schule und im Hause, aber auch von dem Wert, den die Gesunderhaltung des Auges überhaupt für den Menschen hat, so tief ins Volk hineingedrungen sind, so haben sicher die Aufsätze, die er als treuer Mitarbeiter der „Gartenlaube“ seit mehr als zwei Dezennien in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, nicht zum wenigsten dazu beigetragen. Es wird für die Leser von Interesse sein, eine kurze Übersicht darüber zu erhalten. Im Jahrgang 1884 schrieb er „Über künstliche Beleuchtung im Hause“, im Jahrgang 1885 über „Schmerzlose Augenoperationen. Über das Kokain in der Augenheilkunde“. Der Jahrgang 1891 enthielt den Aufsatz „Die Bakterien des Auges“, der Jahrgang 1894 den Artikel „Auge und Blendung“. Sehr belehrend ist die Abhandlung „Zur Geschichte der Brillen“ im Jahr 1895. Im Jahre 1896 gab Cohn der Leserschaft der „Gartenlaube“ Kunde von der durch Dr. Fukala entdeckten „Operativen Heilung der Kurzsichtigkeit“, im Jahre 1902 von „Neueren Errungenschaften der Augenheilkunde“. Von besonderem Interesse waren noch seine Studien über „Die Sehschärfe der Naturvölker und der Deutschen“ 1898, sowie „Über Augenhypochondrie“ 1903.

Der letzte der Beiträge, den Hermann Cohn in seiner fleißigen Mitarbeiterschaft für die „Gartenlaube“ geliefert hat, war der „Über die erste Hilfe bei Augenverletzungen“ im Jahre 1905, der von großem praktischen Wert für das alltägliche Leben ist.

Die Gabe lichtvoller, allgemeinverständlicher, lebendiger, humordurchwurzelter Darstellung besaß Hermann Cohn in hohem Maß, und diese Gabe kam besonders in den genannten Beiträgen für die „Gartenlaube“ zum Ausdruck.

Unter den zahlreichen Auszeichnungen, die ihm zuteil wurden, sei nur die Goldene Staatsmedaille für Hygiene erwähnt, die ihm im Jahre 1883 der Kronprinz Friedrich Wilhelm persönlich überreichte. Aber durch seine Verdienste um die Augenpflege unserer Jugend hat er sich in der Geschichte der Schulhygiene, die in ihm einen ihrer hervorragendsten Förderer und Vorkämpfer verloren hat, ein Denkmal gesetzt, „dauernder als Stein und Erz“.



Spuren des ältesten Ackerbaus in Deutschland. Noch in neuerer Zeit wurde von den Forschern das Alter des Menschengeschlechts überhaupt und auch das seiner Kultur viel zu kurz bemessen. Je genauer die Funde aus vorgeschichtlicher Zeit geprüft werden, in desto fernere Vergangenheit müssen wir das Urzeitalter der ersten großen Erfindungen des menschlichen Geistes verlegen. Das gilt auch für den Ackerbau, der den ursprünglich umherziehenden Jäger und Sammler wildwachsender Früchte festhaft machte und so eine höhere, soziale Entwicklung ermöglichte. Für die Urgeschichte der Menschheit in der alten Welt ist der Anbau mehrreihiger Körner spendender Gräser von höchster Bedeutung. Gewiß lagen seine Anfänge so weit zurück, daß sich von ihnen keine geschichtliche Überlieferung mehr erhalten konnte, daß selbst die ältesten Kulturvölker die Einführung des Getreidebaus als ein göttliches Geschenk der Götter auffaßten, das in mythischen Zeiten dem Menschen gewährt wurde. In dieser Hinsicht kann auch die Wissenschaft bislang nur mehr oder weniger begründete Vermutungen aufstellen. Vieles scheint dafür

zu sprechen, daß Weizen und Gerste die ältesten vom Menschen angebauten Getreidearten waren. Die Heimat dieser Kultur war vermutlich Zentralasien, und zwar schon in der grauen Vorzeit, als Sibirien und die turanischen Steppen noch vom Meer bedeckt waren und die Gobi sich eben aus einem Binnenmeer in eine Wüste verwandelte. Als später das Klima in diesen Gebieten ungünstig wurde, wanderten die Ackerbauer nach Osten und nach Westen, und nur so ist es zu erklären, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit sowohl die Bewohner Chinas wie auch die von Westasien, Europa und Nordafrika mit dem Weizenbau vertraut waren. Schon zur Eiszeit sollen Weizen und Gerste über Persien und Nordafrika in das Mittelmeergebiet und nach Frankreich vorgebrungen sein. Von hier aus fanden sie erst später den Weg nach Deutschland und Nordeuropa. Klarer können wir über die Verbreitung der Getreidearten dort urteilen, wo in Siedlungsstätten des vorgeschichtlichen Menschen Getreidekörner und Getreideähren ausgegraben wurden, und auch solche Funde reichen weit zurück, nicht nur in die

jüngere, sondern zum Teil selbst in die ältere Steinzeit. Sie zeigen uns alle, daß schon damals der Ackerbau in Europa recht mannigfaltig gestaltet war. Bereits in der Urzeit kannte man verschiedene Weizenarten, man baute den gemeinen Weizen, daneben aber den Emmer und das Einkorn; was die Gerste anbelangt, so wurde im Steinzeitalter neben der kleinen und dichten sechszeiligen Gerste auch die zweizeilige angebaut. Diesen wichtigsten Halmfrüchten gesellten sich an verschiedenen Orten noch die Rispen- und die Kolbenhirse zu. Die Verteilung der Getreidearten im alten Ackerbau konnte ziemlich genau für die Pfahlbauten in der Schweiz und in Süddeutschland ermittelt werden. Im Lauf der Jahrtausende sind viele Wandlungen eingetreten, die einen Weizenarten wurden durch andere verdrängt. Merkwürdig ist es aber, daß hier und dort auch in unseren Tagen die gleichen Halmfrüchte gebaut werden, mit denen sich schon die Pfahlbauern vor einigen Jahrtausenden begnügten. Diese Tatsache wurde schon wiederholt festgestellt; neuerdings berichtete darüber Dr. J. Meindl in der „Mischau“.

Aus der Pfahlbauzeit stammt unter anderen der echte Zgel- oder Binkelweizen; er zeichnet sich durch hohe Widerstandskraft aus und wird noch heute, namentlich in höheren Lagen des Alpenlandes angebaut. Er leidet weniger an Frost und Brand als der „neue“ Weizen, der aus anderen Ländern eingeführt wurde. Von einer Entartung findet sich bei diesem uralten Getreide keine Spur, noch heute trägt dieser Zgelweizen Ähren und Körner, die vollkommen den aus Pfahlbauten stammenden gleichen. In ähnlicher Weise kann man fast alle in den Pfahlbauten gefundenen Getreidearten noch heute hin und wieder in der Hand der Bauern sehen; sie sind aber auf den Aussterbeetat gesetzt, und bald werden jene Urzeugen des alten Ackerbaus auf unserem Boden nur noch in Museen aufbewahrt werden. Bei dieser Gelegenheit sei eines „Ubertreibels“ gedacht, das an noch ältere Zeiten gemahnt. Bevor der Mensch darauf kam, Getreide anzukünnen, muß er Samen wildwachsender Gräser gesammelt und zur Nahrung verwendet haben. In nassen Gräben, in stehenden und langsam fließenden Gewässern wächst bei uns der Schwaden oder flutendes Süßgras; seine kleinen bräunlich glänzenden Samen sind nahrhaft und leicht verdaulich; in verschiedenen Gegenden werden sie noch heute gesammelt; der aus ihnen bereiteten „Mannagrübe“ schreibt man besonders heilsame Eigenschaften zu und verwendet sie für Kranke und Kinder. Dieser Brauch aus uraltester Zeit ist mehr und mehr im Schwinden begriffen.

Neue Postwertzeichen für Bosnien und die Herzegowina.

(Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Vom ersten November dieses Jahres an werden die Postanstalten des österreichischen Okkupationsgebietes besonders originelle und reizvolle Postmarken besitzen. Anstatt nur die Farbe als Wertuntercheidungs mittel zu tragen, bringen sie charakteristische kleine Bildchen, die Leute und Land, Stadt und Landschaft, Burgen und Türme, Sitten und Gerät jener eigenartigen Länder anschaulich schildern. Die kleine Auswahl, die wir wiedergeben, zeigt neben der dunkelblauen Fünfstrohenmarke mit dem Porträt Kaiser Franz Josephs bezeichnende Beispiele dafür. Da ragt unter dem schlanken Spitzturm aus der Carfija in Sarajevo der an italienische Campanilebauten gemahnende Luksaturm von Jajce in die blaue, südliche Luft und stolz prunkt die Burg von Doboj ins Tal der Bosna hinab. Aber auch in das laute Leben des Balas von Sarajevo führen die bunten Bildchen, während andere die mühselige und langdauernde Art der Briefbeförderung (durch Postkutsche oder Tragtiere) in jenen erst halb der Kultur gewonnenen Gegenden veranschaulichen. Sicherlich wird die aparte Neuerung viele Freunde finden, und mancher, dem die Sammelmüt in bezug auf Briefmarken bis jetzt als ganz besonders töricht und zwecklos erschien, mag anders darüber denken lernen, wenn er sieht, daß die Marke ein so williger und billiger Träger von Anschauungsmaterial für die Kenntnis fernere Länder werden kann.

Aus der Carfija in Sarajevo. (Braunrot.)



Waldpostwagen. (Orange.)

40

Tragtierpost. (Blaugrün.)

30

Doboj. (Grauschwarz.)

1

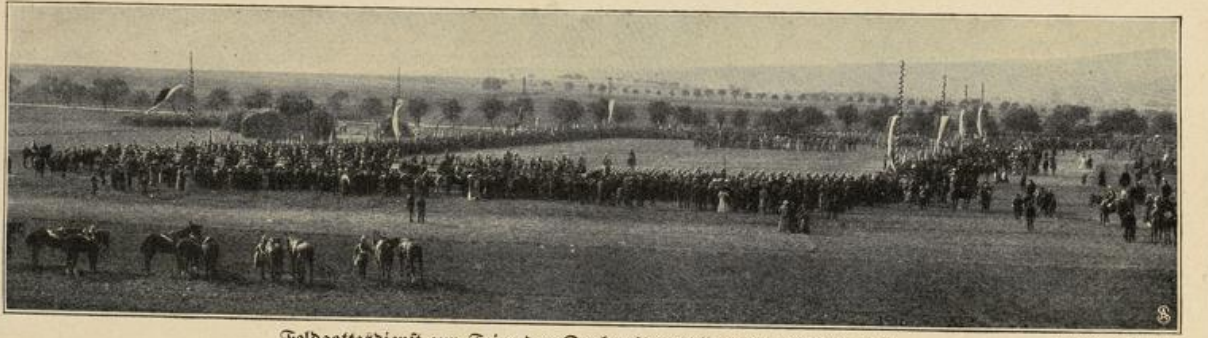
Luksaturm in Jajce. (Olivengrün.)

2K

Von den Gedenkfeiern auf den Schlachtfeldern von Jena.

Die Enthüllung des Grabdenkmals in Hassenhausen. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die feierliche Enthüllung der Grabdenkmäler hat am Jahrestage des unglückseligen 14. Oktober mittags um 12 Uhr gleichzeitig in vierzehn heiligen, worüber wir bereits berichteten, und Hassenhausen, auf den Kirchhöfen dieser heiß umstrittenen Punkte, stattgefunden. Generalfeldmarschall Graf Häfeler vertrat den Kaiser bei der Feier in vierzehnteiligen, Generalfeldmarschall von Dahlen in Hassenhausen. An beiden Denkmälern wurden im Namen des Kaisers prächtige Kränze als Grüße an die Toten niedergelegt. Unser heutiges Bildchen stellt den Feldgottesdienst in Hassenhausen dar.

Ophelia. (Zu dem Bild Seite 939.) Unter Shakespeare's Frauengestalten ist die liebrende Ophelia eine der anmutigsten; ihre ganze Gestalt hat etwas Duftiges und auch ihre Liebe zu Hamlet etwas Verschleierte, so daß die Ansichten darüber weit auseinandergehen. War es eine reine Liebe, wie die einen behaupten, die in dem Prinzen das Musterbild aller Tugenden, alle Vorzüge des Hofmanns, des Kriegers, des Gelehrten vereinigt sah und es als das eigene tiefste Unglück empfand, daß der



Feldgottesdienst zur Feier der Denkmalsenthüllung in Hassenhausen.

Einpf. 8ten. 1901.

Mißklang des Wahnsinns diese schöne Harmonie zerstörte? Oder hatte sie, wie ihr eigener Wahnsinn es später auszuplaudern schien, dem Prinzen Zugeständnisse gemacht, die ihr das Volkslied von der Maid, die als Maid nicht wieder zurückkommt, in den Mund legen? Auch diese Meinung hat ihre kritischen Vertreter gefunden. Jedenfalls hat Ophelia etwas Blumenhaftes, in ihrem Wahnsinn ist sie zur Blumenfee geworden, die alle ihre goldenen Gaben aussteilt und zuletzt selbst die alte Weide mit ihren phantastischen Gewinden schmückt. So geht sie

in den Tod. Denn wie uns die Königin in so rührender Weise erzählt, „da brach ein falscher Zweig, sie sank herab ins weinende Gewässer“, Lieder singend, noch anfangs von ihren bauschigen Gewändern über der Flut gehalten, bis sie ganz in die Tiefe hinabgezogen wurde. Das Gemälde von H. Gandy zeigt uns die schöne Leiche in der Flut. Schred und Mitleid spiegeln sich in den Mienen der herzukommenden Landleute, die zwischen dem rauschenden Schilf und den üppigen Wasserpflanzen die Leiche des reizvollen Mädchens erspähen.

Der Regenschirmverleiher. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Berlin ist um eine neue Straßenfigur reicher. Zwischen den Zeitungsverläufern und Blumenmädchen, zwischen den „Wachszünderjungen“ und dem „Postartenfriseur“, deren mehr oder minder laute, eindringliche Angriffe auf unsern Geldbeutel



Neuer Berliner Beruf: Regenschirmverleiher.

das Lohwabohu des großstädtischen lärmenden Verkehrs noch mehr verwirren, wird sich künftig auch der freundliche alte Herr bewegen, den unser Bildchen zeigt. Und er dürfte sich am ehesten als wirklich willkommenen „Netter aus der Not“ erweisen, wenn ein unerwarteter Regen den Zylinder oder das neue Kostüm zu bedrohen beginnt. Gegen eine „Kaution“ von zwei bis drei Mark, von denen bei der Rückgabe etwa 10 bis 20 Pfennig als bescheidene Vergütung abgezogen werden, kann man nämlich an den verschiedensten Stellen der Stadt Regenschirme entleihen. Die Liste der Verleiher ist bei Straßenhändlern erhältlich, die, wie auf unserer Abbildung zu sehen ist, durch weithin sichtbare Anschlägeplakate kenntlich gemacht sind.

Die Jubiläumsplakette des Vereins der Badenser in Dresden. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) In den eben verfloßenen Festtagen des großherzoglichen Paars konnten die Badenser so recht erkennen, wie alle ihre Heimatgenossen in der Ferne sich nach wie vor treu zu ihnen bekennen — mögen sie im Ausland oder über die weitere deutsche Erde hin verstreut sein. Mit der hübschen



From Stereograph copyright by Underwood & Underwood, London & New-York.

Ein Photograph auf der Höhe.

Plakette, die wir hier abbilden, hat der „Verein der Badenser zu Dresden“ sich an den Guldigungsgebern für das greise großherzogliche Paar beteiligt. Der Entwurf dazu stammt vom Professor Rudolf Mayer in Karlsruhe. Die Plakette trägt auf der Rückseite eine Widmung, auf der Vorderseite die Bildnismedaillen der Geehrten und den frühlichen Hochzeitsreigen badischer Ruben und Mädel.

Ein Photograph auf der Höhe. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Viel Begeisterung für die Sache und ein gut Teil Mut und Unerfahrenheit gehören dazu, im Dienst der Kamera auf solche Höhen zu klettern, wie sie unser Bildchen zeigt. Wahrscheinlich gilt es, einen der neuen New-Yorker „Wolkenreiter“ aufzunehmen, unter denen der projizierte Turm auf dem Singer-Building mit seiner Höhe von 186 Metern und einem Gewicht von 23 000 Tonnen jetzt den Rekord schlagen wird. Die ganze Situation ist jedenfalls echt „amerikanisch“ — bei uns würde sicher sofort ein Schutzmann zur Stelle sein, um den waghalsigen Photographen am Abstürzen zu verhindern, „drüben“ aber kann jeder abstürzen, wo und von welcher Höhe er will.

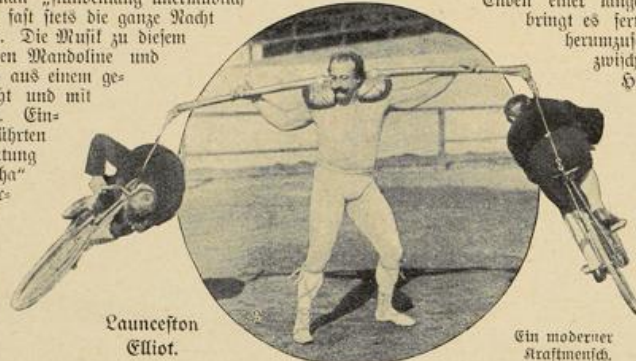
Schnadahüpfel bei den Indianern. Von seltsamen Tanzgeängen, die ihren Reizprung meist einer Zudersbraunweins- oder Tschitscha-orgie verdanken, erzählt der Berliner Forschungsreisende Dr. Max Schmidt in seinen kürzlich erschienenen „Indianerstudien in Zentralbrasilien“. Die Tschitscha, um das vorweg zu erwähnen, ist der sehr berauschende Saft der Akuri-palme, der durch Anbohren des Stammes gewonnen wird, und den man mit Hilfe eines kleinen Rohres aus dem Bohrloch herausfangt. Jede Familie hat ihren eigenen Palmbestand, und es ist ein



Jubiläumsplakette des Vereins der Badenser zu Dresden.

Entworfen von Rud. Mayer in Karlsruhe i. B.

drolliger Anblick, die Indianer mit Kind und Kegel des Abends in den Blätterkronen sitzen zu sehen, sich von Zeit zu Zeit mit ihrem Rohr zum Tschitchaloch herunterbeugend. Die Tschitcha äußert nur zu bald ihre Wirkung, und diese besteht in dem unter der ganzen Bevölkerung Matto Grosso, Indianern wie den längst heimlich gewordenen Negern, überall verbreiteten Kururutanz. Es ist das eine Art von Reigentanz, bei dem man „stundenlang unermüdetlich im Kreise herumläuft“ und der fast hies die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen dauert. Die Musik zu diesem Tanz wird auf einer primitiven Mandoline und einem Schrapholz vollführt, das aus einem geriesten Stück Bambusrohr besteht und mit einem Stöckchen geschrappt wird. Einmal, in der Stadt Rosario, vollführten die Neger diesen Teil der Begleitung in Ermanglung solcher „Karacacha“ mit Hilfe einiger mit Leder überzogener Stühle und einiger Teller, die mit Gabeln geschrappt wurden. Das Seltsamste an diesen Tänzen aber sind die Strophen, die jeder Tänzer von Zeit zu Zeit improvisieren muß, und die in ihrer Idee durchaus den älperischen Schnadahüpfeln gleichen. Die Hauptbedeutung des Tanzes, jagt Schmidt, liegt darin, daß man seinen Empfindungen für eine Zeitlang freien Spielraum läßt. Man häßelt und neckt einander, und die regelmäßige Folge ist eine solenne — Holzerei. Der Anlaß dazu ist manchmal ganz überraschend. So griffen einmal zwei Brüder zu den Waffen, weil der eine vom Palmwein mehr berauscht war als der andere, der das als eine persönliche Kränkung ansah. — Wie bei uns sich an das Schnadahüpfel oft ein Zödlar anschließt, so beginnen die Kururutänze mit einer regelmäßigen Einleitung: „Lalala lalala laa.“ Ein paar Verse mögen hier mitgeteilt sein: „Meine Liebe ging schon vorüber, ich sage nicht, daß ich es nicht empfinde, aber ich meine darum nicht.“ „Ich ging auf einem Wege, ein grüner Zweig hielt mich auf. Halt mich nicht auf, grüner Zweig, unsere Zeit ist abgelaufen!“ „Dort oben auf dem Hügel steht ein Melonenbaum. Ich spreche mit der Alten und dachte an die Tochter.“



Launceston Elliot.

Ein moderner Kraftmensch.

sind leider gar kein dankbares Publikum mehr, und besonders wenn einer die verwöhnte Großstadt zur Anerkennung zwingen will, müssen seine „Tria“ wohl oder übel „wirklich noch nie dagewesen“ sein. Die Leistung, die Launceston Elliot in Berlin vorführte und die wir hier im Bild bringen, dürfte aber immerhin auch unter diesem Gesichtspunkt ganz nennenswert erscheinen. Elliot hat zwei Radfahrer an den Enden einer langen eisernen Stange festgeleitet und bringt es fertig, die Stange samt ihnen so lange herumzuschwingen, bis die beiden (wohl inzwischen auch etwas atemlos gewordenen) Herren Nadler sich genau in seiner Schulterhöhe befinden. Alle Achtung!

Die Münchener Pallas Athene.
(Zur untenstehenden Abbildung.) Die Kunststadt München hat einen neuen, wundervollen Schmuck erhalten durch das Niefenstaubbild der Pallas Athene, das kürzlich auf der linken Brüstung der neuerbauten Maximiliansbrücke aufgestellt wurde. Die herrliche Statue, eine Schöpfung von Franz Drexler, ist mit seiner Höhe von 5,64 Metern das größte Bildwerk in Stein unter den Münchener Denkmälern, es ist in Muschellack hergestellt mit einem Kostenaufwand von 16000 Mark, ausschließlich der Materialkosten, und bildet die Krönung von Professor v. Thierich' monumentalem Brückenbau, der von der Maximilianstraße zum Maximilianeum hinüberleitet. Andernhalb Jahre hat es gewährt, bis an Stelle der alten, dem Straßenreiben nicht mehr genügenden Maximiliansbrücke der neue Bau dem Verkehr übergeben werden konnte. Das Münchener Brückenbauprogramm, das einen Aufwand von nahezu sechs Millionen erforderte, ist mit der Aufstellung der Pallas Athene erledigt.



Alfred von Hedenfjerna †.

Alfred v. Hedenfjerna †.
(Zu dem nebenstehenden Bildnis.) „Von den Blumen, die man an der mageren, aber treuen Brust unseres smaländischen Mutterlandes findet, habe ich künftlos ein kleines anspruchsloses Sträußchen gewunden. . . . Mancher hätte wohl die Blumen geschmackvoller geordnet und das Unkraut sorgfältiger ausgezupft; feiner hätte es liebevoller tun können. Denn ich habe mitten im Volk gelebt, seine Arbeit, seinen Kummer und seine Hoffnungen geteilt, seine Weltanschauung verstehen gelernt, unter der rauhen Außenseite echten Humor und unter der groben Jade ein gutes Herz gefunden.“ Diese Geleitsworte, die der schwedische Dichter Alfred v. Hedenfjerna seinem warmherzigen Buch „Im schwedischen Bauernheim“ mitgibt, enthalten eigentlich das Programm seines ganzen Schaffens. Er hat „aus dem Volke — für das Volk“ geschrieben, aber niemals in der süßlichen, dem Leben wie der Kunst gegenüber gleich unechten Manier, die sich so oft fälschlich jener Devise bedient. In Schweden sind denn auch seine eigenartigen Bücher, in denen selbst die Schilderung trübsten und gedrücktsten menschlichen Besamenseins noch durch einen Strahl Humor licht umschimmert wird, weit verbreitet und werden sicher lange hinaus über sein nun abgeklaffenes Dasein das Andenken seiner Kunst lebendig erhalten. — Alfred v. Hedenfjerna wurde am 12. März 1852 in Nyjoby (Smaland) geboren. Er war ursprünglich Landwirt, machte sich aber bald durch gelegentlich veröffentlichte Humoresken bekannt, ging dann ganz zur Schriftstellerei über und leitete später die schwedische Zeitung „Smalandsposten“. Seit mehreren Jahren lebte er in Stockholm. Seine besten Arbeiten sind: „Statu-Perijons Jofua“, „Charakterbilder aus schwedischen Bürgerhäusern“, „Svenjions“. Er schrieb ungemein viel, und der Tod — er starb am 12. Oktober — traf den verhältnismäßig jungen Mann noch inmitten einer ausgebreiteten Tätigkeit.

Ein moderner Kraftmensch. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Die Zeiten, da auf schnell aufgeschlagener Bühne ein gut matterter „Kraftmensch“ einem hochverehrlichen, aber sehr gläubigen Publikum durch das Heben „500pfündiger“ Pappegewichte das berühmte „Ah“ der Bewunderung entlocken konnte, sind schon recht lange vorüber. Wir



Jaeger & Goergen, München, phot.

Die Pallas Athene auf der neuen Maximiliansbrücke in München. Ausgeführt von Franz Drexler, München.

Druck und Verlag Ernst Reils Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Lishter; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Osterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth; für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.